Olla Potrida.

1780.

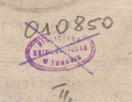
Drittes Stück.



J. D'ALEMBERT.

Berlin,
in der Weverschen Buchhandlung.







I.

Gedichte.

Emma.

Mit einem Kranz von Rosmarin,
Geflochten in ihr Haar,
Und einem Kleid von Silbergrün,
Im Brautschmuck, wie sie war,
Gieng Emma voll Melancholey
Und einsam auf und ab,
Im Garten, wo sie ohne Scheu
Sich ihrem Schmerz ergab.

Ihr Vater war in einer Stadt
Am Rheinstrom Commendant.
Den eitlen, stolzen Bräutgam hat
Er ihr schon zuerkannt,
Und will, daß sie ihn lieben soll;
Doch Emma sieht und schaut
Im Geiste sich, von Schwermuth voll,
Schon eine Himmelsbraut.

Zu ihrem Hochzeitfeste lud
Laut der Trompeten Klang;
Ihr däucht es, wie's der Wehmuth thut,
Ein banger Grabgesang.
Mit Blumen schön geschmücket war
Der goldne Hochzeitsaal,
Nur ihrem Blick schien hell und klar
Dieß Fest ein Todtenmahl.

Die bange Stunde naht heran,
Wo sie betrübnißvoll
Dem Mann, den sie nicht lieben kann,
Sich ewig opfern soll.
Sie klagte laut und rang die Hand,
Und weinte bitterlich,
Da jeder Strahl von Hoffnung schwand
Und aller Trost entwich.

Auf einmal weht's wie sanfter Duft
Von Rosenhügeln her –
Und süß Getön erfüllt die Luft
Und säuselt rund umher.
Sie sah sich um, und plötzlich stand
Wohl in des Gartens Thür
Ein Jüngling, schön und unbekannt,
Der nahte sich zu ihr.

Ein weiß Gewand, mit Gold gestickt,
Umfloß ihn, und ein Strahl
Von ungewohntem Licht erquickt
Die Blümlein allzumal.
„O Jungfrau, sprach er, (jedes Wort
Goß Trost in ihre Brust,
Und scheuchte schnell den Kummer fort)
„O Jungfrau, wohl bewußt

„Ist

„Ist mir dein Schmerz, doch weine nicht,
„Die Zeit der Thränensaat
„Ist bald vorbey, und Gottes Licht
„Erleuchtet deinen Pfad.
„Doch willst du, so entdecke mir
„Getrost dein ganzes Herz!
„Welch ein geheimer Wunsch in dir
„Verursacht deinen Schmerz?“

Welch ein geheimer Wunsch in mir
Verursacht meinen Schmerz?
O Jüngling, ich entdecke dir
So frey mein ganzes Herz,
Als wär' ich lange Jahre schon
Mit dir vertraut – doch ach,
Die goldnen Jahre sind entflohn,
Wie ein vergnügter Tag,

Da ich, als Kind, mich selbst vergaß,
Wenn ich bey meinem Spiel
Im Schatten unsrer Lauben saß,
Und alles mir gefiel.
Drey Jahre sind nunmehr vorbey,
Und heut ist just der Tag,
Als ich im schönen Monat May
Noch krank darnieder lag.

Man harrte schon auf meinen Tod,
Und meine Eltern sahn
Mich jammernd an, und riefen Gott
Um meine Tage an.
Als plötzlich alles um mich her
Verschwand, nie war mirs so.
Ich hörte, sah und sprach nicht mehr,
Und war, ich weis nicht, wo?

Ein Jüngling, der dir ähnlich sah,
Trat aus der Nacht, und stand,
Wie du iezt neben mir, und sah
Mich sterben --- und verschwand.
Schnell wacht' ich auf, und wußte doch
Nicht, wie mir war geschehn,
Nur sah ich meine Eltern noch
Trostlos am Bette stehn.

Allein mir war so wohl, so wohl,
Ich fühlte keinen Schmerz,
War ganz gesund, doch wehmuthsvoll
Ist nun seitdem mein Herz.
Mir ekelt vor der schaalen Lust
Der Welt und ihrer Pracht,
Mir sagt ein Sehnen in der Brust:
Harr, bis dein Morgen tagt!

Der Jüngling blickte sie darauf
Vertraulich an, und sagt:
„O, hebe deine Augen auf,
„Weil schon dein Morgen tagt!
„Sieh diese kleine Ros' am Stiel,
„Sie welkte langsam ab,
„Ein Tröpflein Thau vom Himmel fiel
„In ihren Schooß herab.

„Nun freut sie sich im Sonnenschein
„Und lobet ihren Gott. ---
„Dein Garten hat der Blümelein
„Sehr viele, weiß und roth?
„Die weißen dort sind Lilien,
„Die ich mir selbst begoß;
„Ach, jene Rosen blüheten
„So schön! Ein einzger Stoß

„Vom

„Vom Winde hat sie mir zerknickt,
„Und -- fleuß, o Thräne, fleuß,
„Da steht hinwelkend und gebückt
„Mein kleines Mirthenreis!
„Trockn' ab die Thrän, o Jungfrau zart!
„In meinem Garten stehn
„Auch Blümlein viel und mancher Art,
„Die nimmermehr vergehn.

„Da stehn, vom ewgen Thau erquickt,
„Im sanften Frühlingsstrahl
„Die Lilien, die kein Sturm zerknickt,
„Und wachsen ohne Zahl.
„Doch, willst du meinen Garten sehn,
„So gieb mir Hand und Wort:
„Wir dürfen wenig Schritte gehn
„Von hier, so sind wir dort."

Und Emma reichte ihre Hand
Dem trauten Jüngling dar,
Als plötzlich rund umher verschwand
Die Gegend, wo sie war.
Ein neuer Himmel färbte sich
Mit reinerem Azur,
Und rund um glänzte jugendlich
Verschönert die Natur.

Was ist's für eine sanfte Luft,
Die vom Gesang erschallt?
Was für ein angenehmer Duft,
Der uns entgegen wallt?
„Das ist des Gartens Frühlingsluft,
„Die vom Gesang erschallt,
„Und das ist seiner Blumen Duft,
„Der uns entgegen wallt."

Was ist das für ein milder Strahl,
Der in der Ferne glänzt,
Und jenes blumenreiche Thal
So wonniglich umkränzt?
„Das ist der Morgenröthe Strahl,
„Die unaufhörlich glänzt,
„Und ewig jenes stille Thal
„So wonniglich umkränzt.“

O, welch ein Ton entzückt mein Ohr?
Mein Auge welch ein Glanz?
Wen grüßt dieß glänzendhelle Chor?
Wem bringt es diesen Kranz?
„Der Engel Lied entzückt dein Ohr,
„Dein Auge Himmelsglanz —
„Dich grüßt dieß glänzendhelle Chor,
„Dir bringt es diesen Kranz.“

„Führt meine auserwählte Braut
„In meinen Garten hin:
„Zeigt ihr die Blumen, die, bethaut
„Von Himmelstropfen, blühn.
„Und führt sie in den Myrthenhain,
„Die Seligen zu sehn,
„Die dort im sanften Dämmerschein
„In weißen Kleidern gehn.“

Welch eine wunderschöne Flur!
O, wo führt ihr mich hin,
Ihr selgen Geister, da ich nur
Ein sterblich Mädchen bin?
Was seh ich! — Diese Blumen blühn
Im überirdschen Glanz,
Ein weiches glänzendhelles Grün
Deckt diesen Boden ganz.

Mit jugendlichen Früchten prangt
Im Garten jeder Baum,
Und unter deiner Bürde schwankt
Der Ast, und trägt sie kaum.
Auf jedem Bäumchen wiegen sich
Goldhelle Vögelein,
Die ihres ewgen Daseyns sich
Auf jedem Zweige freun.

In jener Mirthenlaube spielt
Ein unschuldsvolles Paar
Gebrüder, das so sanft und mild,
Wie meine Brüder, war,
Die mir so früh der Tod entriß --
Entzücken! --- o, sie sinds!
Sagt mirs, ihr Seligen, sind sies?
Ihr winkt mir --- o, sie sinds!

Ihr lieben Kleinen, kennt ihr mich,
Mich, eure Schwester, noch?
Umarmet, ach! umarmet mich,
Mich, eure Schwester, doch! --
Mit leiser Stimme lispeln ihr
Die beyden Kleinen zu:
„O Schwester, geh zurück von hier,
„Geh ein zu deiner Ruh!

„Bald kehrst du wieder zu uns her,
„Zu deinem ewgen Glück;
„O, dann verlaß uns nimmermehr!
„Jtzt aber geh zurück;
„Geh nur durch diesen dunklen Gang,
„So bist du vor dem Thor
„Von deiner Stadt!" --- Sie gieng, schon klang
Der Seiger in ihr Ohr

Vom hohen Thurm --- schon schlug es drey,
Sie eilt erschrocken hin,
Und kam ans Thor -- wo alles neu
Und ganz verändert schien.
Sie wundert sich, daß ein Sergeant
Den Eingang ihr versagt,
Und sehr genau nach ihrem Stand
Und ihrem Namen fragt.

Erschrocken steht sie still, und spricht:
Wer kennt nicht meinen Stand
Und Namen? --- Ist mein Vater nicht
Hier Herr und Commendant?
Und ist nicht heut mein Hochzeittag?
Man wartet meiner schon
In meines Vaters Haus --- und ach!
Zwey Stunden sind entflohn,

Daß ich zu lange mich verweilt:
Den Vater bald zu sehn,
Bin ich so schnell zurückgeeilt;
Drum laßt mich zu ihm gehn!
Als sie noch spricht, versammlet sich
In unbekannter Tracht
Ein Volk umher, das wunderlich
Sie anstaunt und belacht.

Und Emma schaute rund umher
Mit wilder Phantasie.
Sie kannte keinen Menschen mehr,
Und keiner kannte sie
Doch endlich wagt ein Greis es noch,
Nah zu ihr hinzugehn,
Und sprach: o Jungfrau, sagt mir doch,
Wie heißt Eur Vater denn?

Er

Er heißet Trautheim! „Helf mir Gott!
„Der Trautheim ist fürwahr
„Seit mehr als hundert Jahren todt.
„Mein Vater hat ihn zwar
„In seiner Jugend noch gekannt:
„Er lobt ihn immer sehr,
„Und hat ihn mir noch oft genannt.
„Doch der lebt lang nicht mehr!“

Betäubt stand Emma --- ihrer nahm
Sich keine Seele an.
Sie überließ sich ihrem Gram ---
Ein armer Handwerksmann
Nahm sie in seine Wohnung ein.
Sie hieng der Schwermuth nach
In einem kleinen Kämmerlein,
Und starb den dritten Tag.

C. P. Moritz.

2.

Elisens Geist *) an Fr. v. B.

Eine edle Sterbliche zu kränzen,
Kömmt Elisens Geist zurück.
Froh erblickt in bunten Reihentänzen
Dich sein suchender Blick.
Lange wird hier Dein Verdienst noch glänzen,
Lange wirst Du noch geliebt, verehret seyn ---
Spät --- erblickst Du unsre Gränzen,
Und ich warte Deiner im geweihten Hain.

Juliane.

*) Aus Jacobi's Singspiel: Elisium.

3.

Antwort.

Eine gute Sterbliche zu kränzen,
Kömmst Du aus Elisium zurück,
Und in unsern bunten Reihentänzen
Fällt auf mich Dein freundschaftlicher Blick. —
Sieh in mir die reinste Freude glänzen,
So geschätzt, geliebt von Dir zu seyn;
Aber fliehe nicht aus unsern Gränzen,
Hier winkt Dir ein kleiner Mirthenhain.
Eine edle, wohlgeschaffne Seele
Glänzet auch in irdischer Gestalt;
Drum, Elise, fliehe nicht, und wähle
Lange noch der Menschheit Aufenthalt:
Wo des Herzens sanft'ste Zaubertriebe
Dich dem Glücke eines Edlen weihn;
Wo Empfindung, Jugend, Scherz und Liebe
Deinen Weg mit Rosen schön bestreun;
Jeder Tag, befreyt von Sorg' und Kummer,
Voller Wonne Dir entgegen lacht,
Bis Dein Geist, nach einem süßen Schlummer,
Einst zu höhern Freuden noch erwacht.

J. v. B.

4.

An Herrn G. V. B. in F. und Gebrüder überall.

Unwissenheit umgiebt mit schwarzem Nebel
Den größten Seher oft, der die Natur beschaut.

Er

Er forschet mondenlang; der Thurm, den er erbaut,
Zeigt ihm das Himmelsheer, --- nicht die verborg'nen Hebel,
Auf deren Gleichgewicht der Zeiten Lauf beruht.
Vermuthung bleibt die Leuchte schwacher Sinne;
Wie oft verwandelt sie Geduld --- in Uebermuth,
Und bietet Dem den Irrthum zum Gewinne,
Der sie, an Wahrheits statt, auf feste Schultern lud!
Wer traut dem Träumer itzt, der Wirbeln sich vertraute,
Der jeden Wandelstern mit Zauberwürfeln schuf?
Wer streuet Weihrauch ihm? --- Nur, wer der heil'gen Laute
Der Sphären hier genießt, nur der traut seinem Ruf.
Entdecket stets, was die Natur bewirket!
Meßt jeden Grad, den sie Euch zeiget, aus!
Doch hütet Euch, daß Ihr sie nicht bezirket,
Und nehmt den Ziegelstein nicht für ihr ganzes Haus!
Ihr steht auf ihrem Dach? --- Vielleicht im tiefsten Keller,
Vielleicht im Felsengrund, der ihren Keller trägt. ---
Wer weis es, wo Ihr steht! --- oft dünkt es Euch da heller,
Als dort, wo Phöbus selbst Euch seine Funken schlägt. ---
Ich lieb' Euch noch fürwahr! weit wärmer, als Ihr denket;
Ich hör' Euch lächelnd zu, und Ihr belehret mich! ---
Ihr zweifelt? --- Hört! von dem, was Ihr mir schenket,
Nehmt mir ein Drittel ab! desgleichen thu' auch ich.

5.

Ahndungen.

Wenn bald diesen Leib die Erde
Und der Todten Gruft verschließt,
Wenn mich mit dem Leichgefolge
Jedermann, wie schnell! vergißt;

Wenn

Wenn selbst die, für die ich Alles
Hier geduldet, hier gewagt,
Nicht nach ihrem Ewigtreuen
Und nach seinem Hügel fragt:

Welche Pflanze, welche Blume
Nimmt dann dich, o Seele, auf?
Irrst in Sternen oder Thieren
Du den vorgeschriebnen Lauf?

Weil' auf Sternen, weil' in Thieren,
Sey der wilden Stürme Raub,
Nur bleib allem Rückerinnern
Dieser falschen Erde taub;

Taub den Scenen hoher Freundschaft;
Freunde hattest du ja nie;
Taub den Freuden holder Liebe,
Nur dich kränken konnte sie.

Sey mit deinem stillen Loose,
Sanfte Dulderin, vergnügt,
Bis durch alle Elemente
Ganz dein Wesen sich verfliegt.

R.



II.

Dramatische Aufsätze.

Aus Scherz kann Ernst werden.

Ein Lustspiel in Einem Aufzuge

von

J. C. Koppe.

Herrn und Madame Schmidt
freundschaftlich gewidmet.

Personen.

Meyer, ein reicher Kaufmann.
Julie, dessen Tochter.
von Meerfeldt, Husarenrittmeister, Juliens Liebhaber.
Goldhagen, Kaufmann, Meyers Freund.
Christine, Juliens Mädchen.
Schulz, von Meerfeldts Wachtmeister.
Bartels, Meyers ältester Handlungsdiener.
Friedrich, von Meerfeldts Bedienter.
Vulteius, Doktor Juris.
Müller, Prediger in den Vierlanden.
Kommerzienrath Stolzenberg.
Dessen Frau.
Noch ein Bedienter.

(Der Schauplatz ist zu Hamburg.)

Scene

Scene I.

Meyer, Goldhagen.

Meyer.

Verzeihen Sie, so zu sagen, mein lieber Goldhagen, daß ich Ihnen heute beschwerlich falle. Ich weis es, so zu sagen, sehr wohl, wie kostbar uns Kaufleuten oft jeder Augenblick am Posttage ist, und ich würde Sie, so zu sagen, heute mit meinem Besuch nicht inkommodiret haben, wenn es nicht eine Sache von Wichtigkeit wäre, die ich durchaus mit Ihnen, so zu sagen, als meinem besten Freunde, überlegen muß.

Goldhagen. Ich danke für Ihr gütiges Zutrauen, das Sie in meiner Person setzen, und bin äusserst neugierig auf die Sache selbst.

Meyer. Sie kennen ja wol den Herrn Rittmeister von Meerfeldt, der hier, so zu sagen, auf Werbung liegt. Ich habe oft mit ihm im Römischen Kaiser gespeist, und manche Partie Billard mit ihm bey Tornquist und Dreyer gespielt. Hier lernte ich ihn als einen sehr braven Mann kennen, der nichts von dem, so zu sagen, rüden Soldatenbetragen an sich hat, und dessen Wissenschaften nicht allein Fluchen, Kommandiren, Prügeln und Spielen ausmachen, sondern der, so zu sagen, von vielen Sachen sehr gut mitzusprechen weis. Dieß und sein angenehmer Umgang war es, das mich bewog, ihn oft auf meinen Garten und in mein Haus zu bitten, und ich habe, so zu sagen, viele vergnügte Stunden mit ihm zugebracht. Aber der junge Mensch war verliebter Komplexion, und dieß erfuhr ich erst zu spät, als daß ich, so zu sagen, seine Liebe im ersten Keime hätte ersticken können. Er liebt meine Julie, und diese ihn

ihn wieder. Sehr vermuthlich haben sie sich schon wol lange, so zu sagen, einander das Jawort gegeben, und nun verlangen sie auch meinen Konsens. Er sprach mich gestern so zuversichtlich darum an, als wenn ich mich nicht lange darauf besinnen würde. Aber so muß man mir nicht kommen; ich schlug's ihm, so zu sagen, rotunde ab, weil er ein Soldat ist.

Goldhagen. Und bloß darum, weil er ein Soldat ist? Der Soldatenstand ist in meinen Augen ein sehr schätzbarer Stand, und hätte mir der Himmel nicht meinen lieben Philipp, Gott hab ihn seelig! weggenommen, er hätte gewiß nichts anders als ein Soldat werden sollen. Brave Soldaten sind dem Staate unentbehrliche Kreaturen.

Meyer. Sie haben Recht. Aber mein einziges Kind, und hundert tausend Mark Banko einem Butenminsch zu geben, will mir doch nicht recht schmecken. Sie hätte schon längst, so zu sagen, Frau Hauptpastorinn und Doktorinn werden können; aber ich wollte so gerne, daß mein Geld, so zu sagen, einem tüchtigen Kaufmann wieder zu Theil würde, der könnte es noch brav vermehren. Aber die Herren Gelehrten, so brave Männer, so zu sagen, sie auch immer seyn mögen, und die Leutchen mit dem Port d'Epée und Achselbändern verstehen das Subtrahiren besser, und diese Spezies der Rechenkunst schmeckt uns Kaufleuten nicht. Ein Nagel zu meinem Sarge würde mir's seyn, wenn mein künftiger Schwiegersohn schon bey meinem Leben das schöne Geld so springen ließe, das ich, so zu sagen, gewiß nicht im Schlaf verdient habe.

Goldhagen. Aber, Freund, da der Rittmeister ein so guter Mann ist, wie Sie selbst sagen, so haben Sie



dieß auch gar nicht von ihm zu befürchten. Und dann hat er ja auch wol etwas für sich?

Meyer. Das soll den Kater wol, so zu sagen, nicht kämmen; er hat ziemlich flott auf Akademieen gelebt, und wenn dann solche junge Herrchen, so zu sagen, recht im Jubeln darinn sind, so rechnen sie sich, so zu sagen, immer reicher. Kaum hat der Herr Papa die Augen zugethan, so werden sie erst gewahr, daß das Faß beynahe ausgelaufen ist. Doch, Freund, ich will Sie, so zu sagen, nicht länger aufhalten. Sagen Sie mir Ihre aufrichtige Meynung.

Goldhagen. Die wissen Sie schon; ich würde ihm meine Tochter ohne Bedenken geben.

Meyer. Nein, Freund, das nehmen Sie mir, so zu sagen, nicht übel; Ihr Rath gefällt mir nicht. Wenn er nur nicht, so zu sagen, ein Butenminsch wäre, dann ließe sich noch von der Sache sprechen, aber nun wird in Ewigkeit nichts daraus. Leben Sie wohl. Heute Mittag speisen Sie bey mir.

Goldhagen. Wenn ich so frey seyn soll. Vergnügten Morgen.

(Meyer ab.)

Scene II.

Goldhagen (allein).

Was hat uns nun all' unser Geschwätz geholfen? Er frägt mich ein Langes und Breites um Rath, und am Ende bleibt er doch bey seiner Meynung. Unter der Zeit hätte ich schon viele Briefe schreiben können. Wenn er bey der Mariage selbst keine andre Bedenklichkeiten hat, so ist er ein Thor, wenn er ihm seine Tochter nicht giebt.

Sie

Sie ist einmal in ihren Rittmeister vernarrt, und da könnte sich das kleine Ding leicht zu Tode grämen; dann käme sein Geld ja gar in lachender Erben Hände. Doch (nach der Uhr sehend) will ich noch schreiben, so ist's die höchste Zeit.

Scene III.

Juliens Zimmer.

Julie, von Meerfeldt, hernach Christine und Schulz.

(Julie spielt's Klavier, und singt aus der Millerschen Arie im Siegwart: Was ist Lieb? Ein Tag des Mayens ꝛc. den letzten Vers: Gieb, o Gott, der Frommen Liebe. Mittlerweile tritt von Meerfeldt herein.)

von Meerfeldt.

Da Kapo, meine theure Julie. Mein Herz ist so recht zu dieser Arie gestimmt. Aber erst Verzeihung mir, daß ich Sie so überrascht habe. (küßt ihr die Hand.)

Julie. Keine Komplimente, lieber Rittmeister! Setzen Sie Sich. Haben Sie Ihre Flöte mitgebracht?

v. Meerf. Ja, liebes Julchen, ohne die gehe ich so leicht keinen Schritt. Sie muß mir in den vielen trüben Stunden, die ich ohne Ihren göttlichen Umgang zubringe, die Zeit verkürzen. Alle Gesellschaften eckeln mich an, und mit meiner Werbung geht's seit vierzehn Tagen auch nicht mehr; (stimmt seine Flöte.) Darf ich bitten, anzufangen?

Aria. Was ist Lieb? Ein Tag des Mayens?

v. Meerf. Auch unsre Hoffnung wird der Gott der frommen Liebe erhören; aber noch sind keine vortheilhafte Aussichten dazu da. (traurig) O, warum mußte ich nach Hamburg kommen, und Sie sehen? Meine ganze Ruhe

 ist

ist auf ewig dahin. Sie haben meinem Herzen eine unheilbare Wunde geschlagen, die immer bluten und die keine Zeit, kein Glück, keine Entfernung benarben, vielweniger heilen wird. Ach, ihr unerbittlicher Vater und mein grausames Geschick, das mich zu keinem Hamburger machte, entreißen Sie mir auf ewig. O Julie, Julie, das ist hart!

Julie. Aber wie können Sie meinen Vater schelten, da Sie ihm noch wol nichts von unsrer Liebe gesagt haben?

v. Meerf. Ich hätte ihm nichts davon gesagt? O, er weis sie mehr denn zu gut. Er weis sie von mir selbst; aber all mein Bitten, all mein Zureden vermochte nichts auf ihn. Er machte es mir zum Vorwurf, daß ich ein Ausländer und ein Soldat wäre. Diesem würde er nie seine Tochter geben.

Julie. Sagt er dieß wirklich?

v. Meerf. Wie können Sie so fragen? Glauben Sie, daß ich in einer so ernsthaften Sache spaßen werde? Bey Gott! er sagt's, und noch schallen die Worte wie Donner in meinen Ohren. (Christine kommt herein.)

Julie. Bleib draussen, naseweises Ding.

Christine. Verzeihen Sie, Demoiselle. Des Herrn Rittmeisters Wachtmeister will die Ehre haben, ihn zu sprechen.

v. Meerf. Laß sie ihn hereinkommen! (zu Julien) Mit Ihrer Erlaubniß. (nach einer Pause zum Wachtmeister) Was bringt er Neues?

Wachtm. Einen Brief.

v. Meerf. Her! (erbricht ihn und liest). Gut, er kann gehen. (zu Julien) Lesen Sie ihn selbst, den verwünschten Brief.

Brief. Morgen soll ich wieder zum Regiment. O, daß auch jetzt alles zusammen kommen muß, um das Maaß meiner Leiden recht voll zu machen!

Julie. So sollen wir uns denn trennen? vielleicht auf ewig? Ach, liebster Meerfeldt, ich fühle die ganze Last dieser schrecklichen Worte. Gott! warum mußte ich Sie sehen? warum mußten Sie mich lieben und mir mein Herz rauben? Ach, um uns beyde unglücklich zu machen! Ruhig und glücklich war bis jetzt mein Leben, und nun auf immer unglücklich — auf immer elend.

v. Meerf. Nein, theure Julie, ich verlasse Sie noch nicht. Lieber will ich Subordinazion und alles aus den Augen setzen, als meine Julie verlassen. Ohne Sie ist mir's Leben doch nur Hölle. O, Ihr grausamer, harter Vater! Er kann mit einem Ja der Schöpfer unsers Glücks werden, und macht uns Beyde elend! Hätte Ihr Vater nur einen Zug Ihres edlen Charakters; bey Gott! er könnte so nicht handeln.

Julie. Still, lieber Meerfeldt, reden Sie nicht so von meinem Vater. Er hat sich Sie gewiß von einer bessern Seite kennen gelehrt. Nur seine zärtliche Liebe gegen mich und etwas Vorurtheil über Ihren Stand und Vaterland verleitet ihn zu der Schwachheit, Ihnen meine Hand und Herz abzuschlagen.

v. Meerf. Wahr, ich habe Unrecht, aber kann man es unglücklicher Liebe wol verargen, wenn sie in allen Stücken zu weit geht? Doch, meine theure Julie! lassen Sie den alten redlichen Bartels ein gutes Wort für uns bey Ihrem Vater einlegen. Ich weis, er vermag sehr viel über ihn. Ich will Sie jetzt verlassen; heute Mittag sprechen wir uns wieder. Aber ich werde mit meinem unruhigen Herzen einen schlechten Gesellschafter machen. Leben Sie so lange wohl. Ach,

dieß Lebewohl auf einer Stunde wird mir schon so schwer, ich erliege gewiß dem auf ewig. Leben Sie wohl! (küßt ihr die Hand.) (ab.)

Scene IV.

Julie.

Ja, mein Einziger, auch mir wird's schwer werden, dieß schreckliche Lebewohl auf ewig. O bester Vater, ändre deine Gesinnungen, und Gott wird's dir lohnen. Ferne sey es von mir, dich einer Härte gegen mich zu beschuldigen, nein, allzu große Liebe läßt dich so handeln, Gott! (Klingelt nach einer Pause.)

Scene V.

Christine, Julie.

Christine.

Was befehlen Sie, liebe Demoiselle?

Julie. Bitte Mr. Barrels, er möchte ein wenig zu mir kommen. Ich sähe gerne, wenn es gleich wäre.

Christine. Sogleich eile ich, Ihren Befehl zu vollziehen; aber erlauben Sie mir erst eine Frage; sie betrifft Ihren Zustand seit einigen Tagen. Was fehlt Ihnen? Sie kommen mir ganz verändert vor. Sonst waren Sie so munter, und nun gehen Sie immer so traurig einher, hängen den Kopf, und nichts ist Ihnen recht. Man kann Ihnen Ihren geheimen Kummer recht aus den Augen lesen. Was fehlt Ihnen? Verzeihen Sie meine vorwitzige Frage, ich thät sie nicht

aus

aus Neugierde; nein, Liebe für Sie, bestes Mamsell Julchen, machte mich so dreist.

Julie. Dank dir, liebes gutes Geschöpf, für deine herzliche Theilnehmung! Ich werde sie mit meinem Vertrauen belohnen. Wisse also, daß mein Vater und der Rittmeister schuld daran sind. Meerfeldt, weil er mich liebt, und mein Vater, weil er unsre Liebe nicht billigen will. Nun weißt Du alles, gutes Mädchen. Bedaure deine arme Julie.

Christine. Vielleicht ändert Ihr Herr Vater noch seine Gesinnungen.

Julie. Gott geb's, aber ich glaub's nicht. Thue jetzt, was ich Dir befohlen. (Christine ab.)

Scene VI.

Julie.

Welche Güte des Herzens von diesem Mädchen! Ich trauete es ihr nicht zu. Sie schien mir immer gar zu leichtsinnig, aber Leichtsinn und gutes Herz sind nur zu oft mit einander verbunden. Ich will dir's lohnen. Bis jetzt warst du meine Bediente, von nun an sollst du meine Freundinn, meine Vertraute werden.

Scene VII.

Bartels, Julie.

Bartels.

Was steht zu Ihren Diensten?

Julie. Mehr, liebster Bartels, als Sie errathen werden, und mehr, als womit ich Ihnen jemals beschwer-

lich gefallen bin. Kennte ich Ihr gutes, menschenfreundliches Herz nicht, das Ihnen Ehre macht; schwerlich würde ich Ihnen eine Sache von solcher Wichtigkeit aufgetragen haben.

Bartels. Mein gutes Herz verehre ich als des Himmels Geschenk; nur bey mir stand es, es zu behalten, oder zu verwahrlosen. Das Letztere vermied ich, so viel menschlicher Schwäche möglich ist. Aber Ihr Ernst und Ihre Reden machen mich auf Ihren Auftrag neugierig.

Julie. Ich liebe Meerfeldt. Wär' er minder brav, so würde mich dieß Geständniß erröthen machen; ich liebe ihn zärtlich, allein mein Vater, so sehr er auch sein Freund ist, will von unserer Verbindung nichts hören, weil er ein Soldat und Ausländer ist. So sehr, so oft er ihn um seine Einwilligung gebeten, so hat er doch nichts über ihn vermocht. Fügen Sie seinen Bitten noch die Ihrigen hinzu, und bereden Sie ihn zu seiner Einwilligung. Sie kennen mein Herz, das für Freundschaft erkenntlich zu seyn weis; wie sehr würde nicht diese, als die größte Wohlthat meines Lebens, meine ganze Erkenntlichkeit fordern!

Bartels. Mit Freuden will ich dieß Geschäfte übernehmen, will keine Worte sparen; aber ob ich reüssiren werde, kann ich Ihnen nicht versprechen, und ich zweifle auch daran. Sie kennen Ihren Herrn Vater so gut, wie ich, und wissen es, daß er seine Meynung so leicht nicht ändert.

Julie. Eilen Sie denn hin zu ihm, und kommen Sie als Bote des Friedens wieder. (Bartels ab. Julie klingelt.)

Christine. Was ist zu Ihrem Befehl?

Julie. Es wird bald Mittag seyn. Komm mit mir nach meiner Garrenstube, und hilf mich völlig ankleiden. (Christine und Julie ab.)

Scene

Scene VIII.

Komtoir.

(Meyer sitzt und schreibt, von vier Handlungsbedienten umgeben.)

Bartels.

Lieber Herr Meyer, könnte ich Sie wol einige Worte allein sprechen?

Meyer. Was giebt's denn? Ist doch nicht wieder, so zu sagen, ein Russisches Haus schlecht geworden?

Bartels. Nein, lieber Herr Meyer. Wollen Sie sich nur nach Ihrem Zimmer bemühen, so sollen Sie alles erfahren.

Scene IX.

Vorige.

Meyer.

Seine wichtige Miene läßt mich auch, so zu sagen, nichts Unwichtiges erwarten. Handlungssachen sinds doch wol?

Bartels. Nein, lieber Herr Meyer. Es betrifft Ihre Einwilligung zu Ihrer Demoiselle Tochter Verbindung mit dem Herrn Rittmeister. Sie hat mich selbst um meine Fürbitte bey Ihnen gebeten, die ich ihr, und könnte ich ihr auch wol etwas abschlagen? mit dem größten Vergnügen sogleich versprochen habe. Wäre ich nicht in Ihrem Dienst alt und grau geworden, so würde ich mir dieß nicht herausgenommen haben. Aber jetzt wage ich es, Sie zu ersuchen, Ihrer würdigen Tochter Ihre Einwilligung zu dieser Verbindung nicht abzuschlagen. Ich schmeichle mir —

Meyer. Schon genug! mein guter Bartels. Ich will, so zu sagen, hievon nichts wissen. Ich werde meine Julie nie zu einer Heyrath zwingen, aber, so zu sagen, einen Butenminsch und Soldaten darf sie mit meinem Willen nie nehmen; hällt sie diesen für überflüssig, so mag sie auch sehen, wie's ihr nach meinem Tode geht.

Bartels. Das wird sie auch nie thun. Aber setzen Sie sich über die kleinen Vorurtheile der Welt, oder vielmehr einiger wenigen schwachen Köpfe hinweg, und Sie können Ihre Tochter an keinen bessern Mann bringen. Ein Soldat ist ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und wenn er seine Bestimmung nicht durch Grausamkeit und schlechtes Betragen entehrt, doppelt schätzbar. Sie werden die herrlichsten Eigenschaften und das beste Herz nicht am Herrn von Meerfeldt verkennen, sonst würden Sie ihm nie Ihre Freundschaft geschenkt haben.

Meyer. Alles wahr! guter Bartels. Von Meerfeldt ist der beste Mann; als Freund kann ich ihn nicht genug lieben, aber zum Schwiegersohn, so zu sagen, kann und will ich ihn nun einmal nicht haben. Ich gehe jetzt wieder in mein Komtoir, und wenn Er, so zu sagen, mich lieb hat, so red Er mir hievon weiter kein Wort. Julie wird gewiß wieder auf andre Gedanken kommen, so bald sie merkt, daß nichts daraus werden kann.

Bartels (mit einer Verbeugung). Ihr Wille ist mir Befehl, aber es schmerzt mich, meinen Auftrag nicht besser ausgerichtet zu haben. (Meyer ab.)

Scene

Scene X.

Bartels (allein).

O, daß ich nicht in meinem Vorsatze reüssiren konnte! und doch wünschte ich es so herzlich. Am Abend meines Lebens würde mir dieß Geschäfte die größte Wonne gewesen seyn. Julie! arme Julie! vom Augenblicke deines Lebens an sah ich dich glücklich, und der kleinen glücklichen freudevollen Epoke von zwanzig Jahren sollte nun vielleicht ein ganzes Leben voll Elend und Unglück folgen. — Doch, da kömmt sie selbst, traurig, und Gram umwölkt ihre sonst so heitre, offne Stirn. O, liebes Mädchen, könnte ich dir doch deine vorige Ruhe und Heiterkeit des Gemüths wiedergeben! aber ach! meine Nachricht wird dich noch mehr beugen. Ein Bote des Friedens sollte ich dir seyn; wie herzlich gerne! hätte es nur in meinen Kräften gestanden.

Scene XI.

Julie, Bartels.

Julie.

Ihre Miene verspricht mir eben nicht die fröhlichste Nachricht, und mein Herz sagte es mir immer: vermuthe keine veränderte Gesinnungen! und dieß wird auch wol leider der traurige Fall seyn. Sprechen Sie mir nur bald mein Todesurthel, und halten Sie mich nicht mit leeren Vertröstungen hin.

Bartels. Wollte der Himmel, Ihre Vermuthungen wären falsch! aber sie sind mehr denn zu wahr. Mamsell, wie mir dieß nahe geht, können Sie gar nicht glauben. Ich habe keine Worte gespart, Ihren Herrn

Herrn Vater auf andre Gedanken zu bringen, allein es war umsonst, und er bat mich mit einer Miene, die mehr Ausdruck des ernsthaftesten Befehls als Bitte waren, diese Materie auf immer unberührt zu lassen.

Julie. O, ich Unglückliche! Gab mir der Himmel nur darum ein so zärtliches, gefühlvolles Herz, um durch dasselbe unglücklich und elend zu werden? Was wird nun mein ferneres Leben anders seyn, als eine Reihe von traurigen, kummervollen Tagen, die nur der Tod enden kann? Gott! mein Vater! laß dich erweichen. Theurester, bester Vater! (weint).

Bartels. Unmöglich kann ich Sie weinen sehen. (ab.)

Scene XII.

Julie.

Verflucht sey das ganze Heer der Vorurtheile, die uns Sterbliche so sehr fesseln können, daß sie Störer unsers Glücks werden, und unser Leben verbittern! Nie habe ich es meinem Vater zugetraut, daß er auch sich so sehr von ihnen könnte hinreißen lassen. Himmel! da kömmt er. O, daß ich Worte reden könnte, die ihm in die Seele giengen, und ihm das uns glücklich machende Ja zu unsrer Verbindung entlockten! Aber es wird alles vergeblich seyn.

Scene XIII.

Meyer, Julie.

Meyer.

Guten Morgen, meine liebe Tochter, so zu sagen, wie hast du geschlafen?

Julie.

Julie. Nicht so sanft, so ruhig, wie vormals. Meerfeldts Bild, und der Gedanke, ihn nie zu erhalten, ihn nie den Meinigen nennen zu können, schwebte stets vor meinen Augen, und gönnte mir nicht einen Augenblick Ruhe, der mein krankes Herz doch so sehr bedarf.

Meyer. Spatziert Meerfeldt, so zu sagen, noch immer in deinen Gedanken und auf deiner Zunge? Ich glaubte, nachgrade würdest du ihn schon vergessen haben. Wenn du mich lieb hättest, sprächst du nicht mehr von ihm.

Julie. Meerfeldt sollt' ich vergessen? O, daß ich doch nie einer solchen schwarzen That fähig werde! Ewig, ewig wird sein Andenken mit Flammenschrift meiner Seele tief eingeprägt seyn.

Meyer. Schweig, Julie. Aus der Heyrath wird, so zu sagen, nichts. Ich werde dich nie zu einer Verbindung zwingen; aber an einem Butenminsch und Soldaten darfst du dich mit meinem Willen nie verheyrathen.

Julie. Und einem andern wird so wenig Ihr als mein Wille die Hand geben. Aber, mein Vater —

Meyer. Kein Wort mehr von der ganzen Sache! oder sage nicht, daß du meine Tochter bist. — Still! klopfte nicht jemand?

Julie. Mir kam's auch so vor.

Meyer. Herein! so zu sagen.

Scene XIV.

Bedienter. Vorige.

Bedienter.

Mein Herr läßt dem Herrn Meyer seinen gehorsamsten Respekt versichern, und er wünschte, die Ehre zu haben, Ihnen auf ein paar Worte aufwarten zu können.

Meyer. Wer ist, so zu sagen, denn Euer Herr?

Bedient. Der Herr Rittmeister von Meerfeldt.

Meyer. Macht ihm, so zu sagen, wieder mein Kompliment, es würde mir viele Ehre seyn. (Bedienter ab.) Was hat das zu bedeuten? Ich habe ihn ja zum Essen gebeten, und es ist schon beynahe zwey Uhr.

Julie. Ich kann's auch nicht begreifen. (ab.)

Scene XV.

von Meerfeldt, Meyer, hernach Julie.

von Meerfeldt.

Gehorsamster Diener, lieber Herr Meyer, ich komme noch einmal, Sie um Ihres lieben Julchens Hand und Herz anzusprechen.

Meyer. Sie wissen, so zu sagen, lieber Herr Rittmeister, meine Meynung, und von dieser kann und werde ich nicht abgehen.

v. Meerf. Eine traurige Nachricht für mich! Aber so traurig und unangenehm sie mir auch ist, so muß ich mich darin finden, und da morgen Pflicht und Subordinazion meine Abreise zum Regiment nothwendig machen, so empfangen

pfangen Sie hiermit meinen wärmsten Dank für alle Freundschaft und das letzte Lebewohl.

Meyer. Was? Sie wollen uns, so zu sagen, schon morgen verlassen? Es thut mir herzlich leid, aber Sie haben mir's einmal versprochen, heute Mittag bey uns zu speisen, und da müssen Sie als ein ehrlicher Mann Ihr Wort halten. Ich bitte, so zu sagen, recht sehr darum.

v. Meerf. Sie sind zu sehr mein Freund, als daß ich Ihnen auch nicht dieß zugestehen sollte, so sparsam mir auch meine Zeit zugeschnitten ist.

Meyer. So wollen wir denn auch noch heute, so zu sagen, recht lustig seyn. Wenn ich nicht irre, so kommen schon einige unsrer Gäste. (Klingelt, und Julie tritt herein und grüßt den Rittmeister mit einem vielbedeutenden Blick.) Julchen, empfange unsre Freunde. (Julie ab.)

Scene XVI.

Vorige. Dr. Vulteius, Pastor Müller.

Dr. Vulteius.

Ihrem Befehle gemäß, lieber Herr Meyer, nehme ich mir die Freyheit, Ihnen meine Aufwartung zu machen.

Meyer. Gehorsamer Diener, mein Herr Doktor so zu sagen, es ist mir überaus angenehm, Sie in meinem Hause zu sehen. Wo haben Sie aber die Frau Doktorinn gelassen?

Dr. Vulteius. Sie läßt sich Ihnen gehorsamst empfehlen und bittet um Entschuldigung. In ihren Umständen wagt sie sich nicht mehr aus dem Hause.

Pastor.

Pastor M. Ihr Diener, liebster Freund. Ich gebe mir die Ehre, mich auf Ihrer gütigen Invitazion einzustellen.

Meyer. Es ist mir, so zu sagen, viele Ehre. Julchen, empfange den Herrn Kommerzienrath Stolzenberg.
(Julie ab.)

Scene XVII.

Vorige. K. R. Stolzenberg und Frau.

Kommerzienrath Stolzenberg.

Auf Ihre graziöse Invitazion und Einladung habe nicht ermangeln und verfehlen wollen, mich derselben zu unterziehen, und es wird mir eine Freude und Vergnügen seyn, wenn ich von Denenselben von Dero guten Gesundheit und Befinden vergewissert und benachrichtiget werde.

Meyer. Ergebener Diener, Herr Kommerzienrath. Gehorsamster Diener, Frau Kommerzienräthin so zu sagen.

Fr. K. R. St. Ich freue mich, daß ich die Ehre habe, Sie wohl zu sehen. Sie haben befohlen, Sie zu inkommodiren; ich bin daher so frey, Ihrem Befehle zu gehorsamen.

Meyer. Gehorsamster Diener so zu sagen, nicht befohlen, sondern gehorsamst gebeten, so zu sagen. Es wird mir eine große Ehre seyn, Sie in meinem Hause aufzuwarten. Aber, lieber Herr Pastor Müller, so zu sagen, wie geht's Ihnen denn? Brav Kindtaufen und Hochzeiten? Um diese Zeit pflegt wol kein Tag ohne Kopulazion hinzugehen?

P. M. Ja, glauben Sie mir's nur; ich habe meine liebe Noth. Wären Sie's nicht, lieber Herr Meyer, ich wäre gewiß nicht hereingekommen. Ich habe heute schon eine Trauung gehabt.

v. Meerf. Ich wünschte wol einmal einer Kopulazion beywohnen zu können; ich habe schon vieles in der Welt gehört und gesehen, aber noch weis ich nicht, wie's bey einer Trauung hergeht.

P. M. Das ist in der That viel. Aber da können Sie leicht zukommen. Ich habe morgen wieder eine; finden Sie Vergnügen, derselben beyzuwohnen, so kommen Sie ohne alle Komplimente zu mir.

v. Meerf. Sie sind gar zu gütig. Allein so gerne ich auch von Ihrer freundschaftlichen Offerte Gebrauch machen wollte, so muß ich doch schon morgen wieder zum Regiment. Daß ich dieß nicht aufschieben kann, darf ich Ihnen wol nicht sagen. Wir Soldaten sind die Leute nach der Uhr. Wollen Sie mir aber einmal die Hauptzeremonien, die damit verknüpft sind, zeigen, so werden Sie mir eine große Gefälligkeit erweisen.

P. M. Das könnte ich wol. Nur der Fiskal muß es um alles in der Welt nicht erfahren; es könnte mir sonst meinen Dienst kosten.

v. Meerf. Wozu diese Bedenklichkeiten? Wir sind unter lauter guten Freunden. Es wird Sie gewiß niemand verrathen.

P. M. Wollen Sie es wol erlauben, lieber Herr Meyer? Ich werde es so kurz, wie möglich, machen. Nehmen Sie Mamsell Julchen, das kann Ihre Braut seyn. Sie werden doch nicht böse, lieber Meyer?

Meyer. Wie könnte ich, so zu sagen, darüber böse werden? Aber gehen Sie lieber drüben nach der andern Stube.

P. M. Wie Sie befehlen. Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. Wir haben bald die Ehre, wieder bey Ihnen zu seyn. (von Meerfeldt, Julchen und P. M. ab.)

Scene XVIII.

Meyer, Vulteius, Stolzenberg und Frau.

Vulteius.

Sagen Sie mir doch, lieber Herr Meyer, wer denn der Herr ist, der noch keiner Trauung beygewohnt hat? Er kömmt mir so bekannt vor, aber ich weis doch nicht, wo ich ihn hinbringen soll. Er hat sehr viel Gefälliges in seinem ganzen Betragen.

Meyer. Es ist auch wirklich, so zu sagen, der beste Mann. Er liegt hier auf Werbung, und logirt in der Obergesellschaft. Er heißt von Meerfeldt, und ist ein gebor- ner Kurländer. Ich habe ihn im Römischen Kaiser über Tisch kennen gelernt. Er nahm mich gleich so ein, daß ich mich um seine Freundschaft bewarb, und es hat mich, so zu sagen, nicht gereut, ihn kennen gelernt zu haben. Er ist nicht bloß Soldat, sondern weis von allen Dingen mitzu- sprechen. Ueberhaupt muß man es den Preußischen Offi- zieren zum Ruhm nachsagen, sie bekümmern sich nicht bloß um ihre, so zu sagen, Soldatengeschäffte, sondern sie lieben Lektüre, Wissenschaften und Künste, da hingegen andre Offi- ziers genug zu können glauben, wenn sie ihren Dienst ver- stehen, ihre Bursche wie das Vieh zusammenhämmern, brav fluchen, spielen, saufen, und was dergleichen noble Passio- nen mehr sind.

Vulteius. Mit Ihrer Erlaubniß, lieber Herr Meyer, da thun Sie den Offizieren andrer Mächte viel zu nah, es giebt so gut geschickte Leute unter ihnen, wie unter den Preussen, aber unter den Letzteren vielleicht mehrere; und dieß macht wol das Beyspiel ihres großen Friedrichs, der selbst ein großer Verehrer der Wissenschaften, großer Philo- soph und Dichter ist. — Doch, auf was anders zu kom- men.

men. Wie gefiel Ihnen das gestrige Stück, die neue Emma, vom Professor Unzer?

Meyer. Ganz vortrefflich, so zu sagen. Die Geschichte war mir noch von meiner Jugend her aus Freyers Universalhistorie bekannt. Es ist doch, so zu sagen, wirklich wahr, was man in der Jugend lernt, behält man immer am besten; und da begreift man auch in einer Stunde mehr, als man in ältern Jahren nicht zu ganzen Tagen lernt.

Vulteius. Das muß ich auch an meinem Ludwig bewundern. Die schwersten Sachen begreift er mit einer solchen Leichtigkeit, daß ich es oft nicht begreifen kann, wie es möglich ist. Er hört jetzt die Institutionen beym Professor Amsink, der ihm ehegestern den Titel: de Nuptiis, erklärt hat. Er wußte mir die Computationem graduum, sowol nach dem Römischen, als auch kanonischen Rechte, so fertig, daß es eine Lust war. Wenn Sie wüßten, wie schwer diese Materie ist, Sie würden sich mit mir darüber wundern. Glauben Sie es mir, es ist ein wahrer Labyrinth, woraus sich manchmal auch die ältesten Juris practici, die sonst ihr Corpus juris, ihren Bartolum und Baldum, und wie die alten Knasterbärte alle heißen, beynahe aus dem Kopfe wissen, nicht heraus finden können.

Meyer. Sie schicken ihn ja wol, so zu sagen, bald nach einer fremden Akademie?

Vulteius. Ich denke, mit Gottes Hülfe, künftigen Ostern.

Meyer. Wo soll er denn studiren?

Vulteius. Darüber bin ich noch nicht mit mir selbst einig. Ich glaube aber, ich werde ihn nach Jena schicken.

Meyer. O, schicken Sie ihn doch ja nach Göttingen. Das soll jetzt, so zu sagen, die beste Universität in Teutsch-

land seyn. Die Leute, die da studirt haben, haben schon immer eine gute Präsumzion für sich.

Vulteius. Ach, lieber Herr Meyer, das ist nur ein bloßes Vorurtheil. Ein junger Mensch, der nur selbst Lust und Kopf hat, kann allenthalben was Tüchtiges lernen. Es ist wahr, es giebt in Göttingen große Männer, aber es ist doch ein zu kostbares Pflaster. Die jungen Leute leben da auf einem gar zu galanten Fuß, und wer nicht mitmacht, der ist unter durch. — Doch, da kommt Herr Goldhagen!

Scene XIX.

Vorige, Goldhagen.

Goldhagen.

Gehorsamer Diener, Frau Kommerzienräthin! Ergebner Diener, meine Herren! Wie befinden Sie sich? Recht wohl? so höre ich es mit Vergnügen. Was machen Sie denn, lieber Freund Meyer, seitdem wir uns nicht gesehen? A propos! Wie stehts mit der bewußten Sache von heute Morgen?

Meyer. Lieber Freund, kein Wort mehr davon! Ich habe Ihnen, so zu sagen, meine Meynung gesagt, und dabey bleibts. Doch, da kommt der Herr Pastor Müller, so zu sagen, wieder aus der andern Stube. Er hat schon dem Herrn Rittmeister die Solemnitäten bey einer Trauung zeigen müssen.

Scene

Scene XX.

Vorige, Julchen, von Meerfeldt, hernach zween Bediente.

Meyer.

Sie haben sich, so zu sagen, bald expedirt, lieber Herr Pastor.

P. M. Ach, mein lieber Freund, Sie werden Ihr blaues Wunder erfahren. Der Herr Rittmeister will aus meinem Scherz Ernst machen.

Meyer. Auf was Art denn, so zu sagen?

von Meerf. Auf keine andre Art, lieber Herr Meyer, als daß ich die Ehre habe, Ihnen in meiner Person Ihren Schwiegersohn und Mann Ihrer einzigen lieben Julie zu präsentiren.

Meyer. Ha, Schwiegersohn hin, Schwiegersohn her! Da wird nun, so zu sagen, ein für allemal nichts daraus. Sie können sich an den Herrn Pastor halten.

P. M. Um Gottes willen nicht, liebster Freund. Wo denken Sie hin? Wenn dieß der Fiskal erfährt, so bin ich um Mantel und Kragen ohne Barmherzigkeit. Dieß würde mir wenig Spaß machen. Dann müßte ich ja mit Frau und Kindern betteln gehen.

Meyer. Das wäre arg genug, aber alles nicht meine Schuld; hätten bedenken sollen, daß aus Scherz Ernst werden kann. Aber, so zu sagen, was halte ich mich bey alle

dem Geschwätz auf? Herr Pastor und Herr Rittmeister, Herr Rittmeister und Herr Pastor, wenn Sie nichts anders wollen, so können Sie aus meinem Hause bleiben.

von Meerf. Aber, liebes Schwiegerpapachen, das ist doch auch gar zu indiskret gegen Ihren einzigen Schwiegersohn gehandelt. Doch Scherz bey Seite! Lassen Sie sich unsre Verbindung gefallen. Ich weis es, Sie sind mir herzlich gut, und dem man gut ist, macht man doch auch gern glücklich. (Zärtlich und mit Wärme) Welches Glück könnte für mich wol größer seyn, als der Besitz von Juliens Hand und Herze! und wie leicht können Sie mir dieß gewähren! Nur ein Ja aus Ihrem Munde, und ich bin so glücklich, wie's nur irgend ein Mensch werden kann. Theurer Mann, lassen Sie sich erweichen. Julie, helfen Sie mir Ihren Vater erbitten.

Stolzenberg (bey Seite). Das Lamentiren ist mir unausstehlich. Aber giebt er sie einem Butenminsch, so ist's mit unsrer Freundschaft aus. Doch, ein ächter Hamburger wird sich ja wol so nicht entehren.

Bedienter (zum Rittmeister). Ihr Wachtmeister wünscht, Sie einige Worte zu sprechen.

von Meerf. Gleich! (ab).

Meyer. Meine Herren, so zu sagen, geneigen Sie mit mir zu Tische zu kommen. Der Herr Pastor und Rittmeister können sich im schwarzen Adler, oder wo es ihnen sonst am besten schmeckt, speisen lassen. Wenn Julie, so zu sagen, nicht von ihrem Rittmeister abläßt, so mag sie auch gehen, wohin sie will.

Goldhagen. Grausamer Mann! Lange genug habe ich Ihre Hartherzigkeit angestaunt und stille dazu geschwiegen,

gen, aber länger kann ichs nicht. Fahren Sie ferner in diesem rauhen, einem väterlichen Herzen nicht entsprechenden Tone fort, so werde ich, statt Sie hochzuachten, Sie zu verachten anfangen. Bey meiner Freundschaft, bey der Liebe gegen Ihre Julie beschwöre ich Sie, lassen Sie sich erbitten. Ich weis es nur zu gut, daß nichts als elende Vorurtheile, wofür sich jeder denkende Mann schämen sollte, das Resultat Ihrer Härte sind. Legen Sie diese ab. Wenn zehn schwache Köpfe sie dieserwegen angrinsen werden, so bleibt Ihnen doch der Beyfall tausend vernünftiger Männer. Und wie sehr gewinnen Sie bey diesem Tausch!

von Meerf. (kommt geschwind mit einem Brief in der Hand, den er Meyer giebt). Lesen Sie doch, lieber Herr Schwiegerpapa! Ich glaube, dieß Briefchen wird Sie auf andre Gedanken bringen.

Pastor M. Das gebe der liebe Gott! damit ich aus meiner Angst herauskomme.

Meyer (liest, und es herrscht allgemeine Stille. Mit einmal bricht er mit der größten Freude aus). Funfzigtausend Thaler geerbt, und Ihr Eltervater ein geborner Hamburger? Da haben Sie, so zu sagen, meine Hand darauf, daß ich Sie für meinen Schwiegersohn erkenne, und diesen ersten schwiegerväterlichen Kuß! Sind Sie zwar kein ächter Hamburger, so fließt doch gewiß, so zu sagen, noch etwas Hamburgisches Blut in Ihren Adern von Ihrem Eltervater her. Komm her, meine liebe Julie! Gieb deinem schönen Werber die Hand. Gott segne Euch, meine Kinder, so zu sagen, und lasse es Euch recht wohl gehen! Eure Ehe müsse die erste ohne Gardinenpredigt seyn! Lieber Schwiegersohn, geben Sie Ihrer schönen Rekrutinn einen Kuß. Nun, meine

 Freunde,

Freunde, wollen wir heute, so zu sagen, recht lustig seyn.
(Klingelt und ein Bedienter herein).

Bedienter. Was befehlen Herr Meyer?

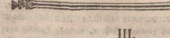
Meyer. Bestellt heute Abend um neun Uhr die Hautboisten, aber die Stümper von Stadtmusikanten laßt ja weg.
(Alle sagen: Glück zu! junges Ehepaar. K. N. Stolzenberg nimmt unter der Zeit eine Prise, und seine liebe Hälfte wischt sich den Angstschweiß vom Gesicht).

Meyer. Ja, lieber Herr Pastor, Sie besonders haben Ursach: Glück zu! zu sagen, denn um Ihren schwarzen Habit sah es, so zu sagen, schon ziemlich windig aus. Aber Sie bleiben deswegen mein Freund vor wie nach. Nur merken Sie sich; mit ernsthaften Sachen muß man keinen Spaß treiben!

P. M. Diese Regel will ich mir auch gewiß aus dieser Avantüre abstrahiren, und der heutige Tag soll mit großen Buchstaben an meiner Studirstuben Thür gemalt werden. Er hat mir was rechts Angstschweiß gekostet; und nehme ich das aus, wie mich mein Vater seliger aushalterte, als ich mir meinen Magister mit der Post aus Bützow kommen ließ, so bin ich noch in meinem Leben nicht so ausgefenstert worden.

Meyer. Nun zu Tische, beste Freunde! Wollen sehen, was meine funkelnagelneue Frau Tochter, so zu sagen, aufgetischt hat.

III. Aus-



III.
Auszüge.

Mogolische Damen.

(Aus Anquetils Reisen.)

Meine Fenster stießen auf das Gemäuer einer Moschee, bey welcher das Haus eines reichen Mogolen war, dessen Frauen ebenfalls die Aussicht auf dieses Gemäuer, und folglich auch in meine Fenster hatten. In einem Lande, wo die Fenster an allen Häusern, wegen des Frauenzimmers, mit Gittern versehen sind, schienen ihnen die meinigen, die beständig offen stunden, ein ganz neuer Anblick. Meine Kleidung, meine Gesichtsbildung, meine Jugend reizte ihre Neugierde. Sie hatten durch ihre Leute erfahren, daß ich ein Franzos und unverheyrathet wäre. Sie wollten indessen selbsten Erkundigung einziehen. Gegen das Ende des Januars kam eine alte, ehrwürdige Frau vor mein Fenster, und rufte mir in Mohrischer Sprache zu: Gehe langsamer, Feringui (Haste Dscho Feringui.) Ich gieng damals in meinem Zimmer auf und ab, welches die einzige Erholung war, die ich nach einer sechsstündigen Arbeit hatte. Ich wandte mich an den Ort, wo die Stimme herkam, und die Alte fuhr fort, und sagte: wo ist deine Frau? (Cumara Dschuru kanhe.) Ich habe keine (amko dschuru nei), antwortete ich.

Auf diese Antwort fiengen sie überlaut an zu lachen, und ich bemerkte darunter zärtliche Ausdrücke eines Frauenzimmers von zwanzig Jahren, welches damals vor mein Fenster kam. Wie? sagten sie, ein junger Mensch ohne Frauen? Sie wollten wissen, wer denn der Indianer wäre, der Tages über in meinem Zimmer wäre? Ich sagte ihnen, es wäre mein Bedienter, ein Parse. Hierauf sagte die Alte, ohne weitere Umstände zu machen, komme des Nachts (ratko ao.) Auf diese Ausforderung gab ich keine Antwort; aber ich wollte doch gerne wissen, wie diese Frauenzimmer unter einander lebten, und ließ meine Fenster nachher, wie vorher, offen stehen. Sie bestraften mich aber über meine, soll ich sagen, Gleichgültigkeit oder Klugheit? und verschlossen die ihrigen.

Die Kleidung dieser Frauenzimmer zog anfänglich meine Aufmerksamkeit auf sich. Die weiseste unter ihnen hatte um den Unterleib lange Bein- oder Unterkleider, die sich bis auf die Füße um die Schenkel herum schlugen, von Seidenstoff, wovon der Grund roth, und die Blumen von Gold waren. Ihre Pantoffeln waren von gesticktem Sammt, giengen vorne, wie die Schuhe der Mannspersonen, spitzig zu, und waren rückwärts gebogen. Am Oberleib trugen sie ein Corset, das sie Tschuli nennen, mit dem nemlichen Stoff überzogen, davon die Beinkleider waren.

Vom siebenden Jahre an wird diese Schnürbrust den Mädchen angelegt; sie tragen sie Tag und Nacht; dadurch gewöhnen sie sich, die Brust gerade zu tragen, ohne sich zu zwingen. Dieses Tschuli hat zwey Aermel, die ein oder zwey Finger breit über den Ellbogen herunter gehen.

Das

Das Vordertheil besteht aus zwey halbrunden Nelken von subtilen Rohr, die mit gesteppten Cottun überzogen sind, oder auch aus steifen Papier, gleichfalls mit Cottun überzogen, oder bloß aus doppelten und gestickten Musselin, das durch zwey Bänder, die hinten am Rücken befestigt sind, angezogen wird. Ueber dieser Schnürbrust und den großen Beinkleidern tragen diese Mogolinnen ein langes Kleid von Musselin mit goldenen Blumen, das vorn von einander steht, mit langen Aermeln, die bis auf die Knöchel herab hängen. Dieses Kleid ist über den Hüften mit Bändern kreuzweis zusammengezogen, daß es genau an den Leib anliegt. An der Gegend des Halses ist es auf beyden Seiten mit goldenen und silbernen Borden besetzt, und mit Perlen gestickt. Die Frau, die ich gesehen habe, war am Hals, an den Aermen, an Fingern und Ohren mit Juwelen geschmückt. In ihren Haaren waren Brillanten, und lange Zöpfe flatterten über ihrem Rücken hinunter.

Ein durchsichtiger Schleyer von grünem Musselin, den sie über dem Kopf hatte, gab ihr eine besondere Annehmlichkeit. Er war mit goldenen Borden besetzt, die wie eine Binde über die Stirn giengen, der übrige Theil hieng hinten über den Leib hinunter, und bewegte sich bey dem geringsten Wind, und durch den Schatten erhob er die Blumen auf dem Kleid, welche man durch den Schleyer sahe. So ist die Kleidung aller Mogolischen Frauenzimmer beschaffen; der Unterschied besteht bloß darinnen, daß die eine oder andere einen reichern Stoff und kostbarere Ausschmückung hat. Das Einzige, was einen Europäer bey dem ersten Anblick befremdet, ist der Ring, den sie vorn in dem Knorpel der Nase tragen.

Die

Die Kleidung der Indianerinnen, Braminen, Banjaninen und anderer Weibspersonen ist viel flüchtiger. Diese Weibspersonen gehen barfuß, haben Ringe, sowol an den Fingern als Fußzehen, welche, so wie die Fußsohlen und flachen Hände, ordentlicher Weise roth gemahlt sind.

Ueber den Knöcheln haben sie einen, oder mehrere goldene und silberne Ringe, die an den Beinen spielen. Der Unterleib ist mit einem Rock bedeckt, der von der Hüfte bis an die Knöchel geht. Dieser Rock besteht aus einem Stück gestreiften Musselins, oder andrer mehr oder weniger reichen Zeuge, welches sie etlichemal um die Hüfte herum wickeln. Das eine Ende geht über die Hüfte zwischen der Haut und dieser Art von Rock; das andere ist zusammen gefaltet, ohngefähr sechs Finger breit, gehet unter dem rechten Arm durch, bedeckt vorwärts einen Theil der Schnürbrust, ziehet sich alsdann über die linke Schulter, und hängt nachlässig über den Rücken hinunter; manchmal lassen sie es über die rechte Schulter wieder hervorlaufen, nachdem sie es vorher über den Kopf gezogen haben, und dann dient es ihnen dazu, wozu unsre Frauenzimmer die Mäntelchen tragen.

Uebrigens sind sie vom Nabel bis unter die Brust nackend, um den Hals tragen sie Juwelen von aller Hand Art Halsbänder, die bis über den Magen hängen, goldene, oder silberne Armbänder in verschiedenen Reihen, sowol an den Armen, als an den Aermeln des Tschuli. Im Gesichte machen sie sich Flecken von rother und gelber Farbe, tragen an der Stirn einen Lingam, und in die Ohren lassen sie sich viele Löcher stechen, worinnen sie hernach Juwelen tragen. Ihre Haare tragen sie in Zöpfen, salben sie mit Cocus-Oel, und besetzen sie mit Edelgesteinen; manchmal binden

den sie. sie hinten am Kopf in einen Knoten zusammen, und befestigen sie mit einer starken goldenen oder silbernen Nadel, die durch diese Art von einer Pyramide durchgesteckt wird.

Ich komme nun wieder auf meine Mogolinen. Unter tausend Thorheiten, welche sich Weiber können zu Schulden kommen lassen, die sich gewissermaßen für den Zwang, den sie unter einem harten Herrn ausstehen müssen, rächen wollen; sahe ich dennoch, so oft sie der Mullah von der Moschee zum Gebet rufte, daß sie sich auf die Erde warfen, und, unter einem Schein der innigsten Andacht, die in jedesmaligen Umständen vorgeschriebene Gebetsformeln hersagten. Uebrigens, oft und viel zu essen, bey jeder Gelegenheit die kleinen Spiegel, die sie, wie Ringe an den Fingern, tragen, zu Rath zu ziehen, beständig mit ihren Kleidern eine Probe zu machen, welche ihre Schönheit am meisten erheben möchten, Hoka zu rauchen, Betel zu kauen, des Tags, so wie des Nachts, nackend auf einer Menge Kissen zu schlafen: dieses waren ihre Beschäfftigungen und Vergnügungen. Sie tanzten oft unter sich, machten mir meine Geberden nach, setzten eine Art von Hüten auf, und stellten so einen Feringui vor.

Die Besuche, die sich diese Frauenzimmer unter einander geben, sind sehr frey, und sie halten sich durch dergleichen Ausgelassenheiten für den Zwang schadlos, unter welchem sie bey ihren Männern leben müssen. Hier bemühen sie sich, an Kleidern und Juwelen einen besondern Vorzug zu haben, und mahlen sich das Gesicht roth. Man trägt allerhand Erfrischungen und Eßwaaren auf, wie bey den Mannspersonen. Alsdenn kommen die Ramschanis, Bayaderen, die immer vor den Frauenzimmern tanzen. Bey diesen Tänzen wird gesun-

gesungen; die Zuschauerinnen machen aber ein solches Gelächter und Geschrey, daß es auch den ernsthaftesten Mann aus seiner Fassung bringen kann. Eben so gehet es bey Hochzeiten; so lange sich die Mannspersonen mit einander unterhalten, macht das Frauenzimmer ein entsetzliches Scharivari.

Eine der angenehmsten Lustbarkeiten bey den Mogolischen Frauenzimmern ist das Bad. Die öffentlichen Bäder zu Surate und, ich glaube, in allen großen Städten im Orient sind gewölbte Gebäude aus Stein oder Ziegelsteinen, die mit Kütte verbunden sind. Sie bestehen aus drey Abtheilungen. In dem ersten lässet man die Kleidung, in dem zweyten sind die laulichten Bäder, und das dritte ist ordentlicher Weise so heiß, daß man kaum auf dem Boden stehen kann. Die beyden letztern Abtheilungen sind groß, und werden durch das Licht, welches durch die Oeffnungen oben in dem Gewölbe hinein fällt, erleuchtet: in diesen Oeffnungen ist Glas von allerhand Farben. Die Oefen, wodurch das Wasser gewärmt wird, sind unter dem Boden, oder an der Seite in den Mauern; das Wasser vertheilt sich durch das Bad in verschiedenen Rinnen, die aus den Mauern heraus gehen. Die Mannspersonen gehen alsdenn erst in das Bad wenn die Weiber heraus sind, das ist, eine oder zwey Stunden nach dem Mittag, und bleiben alsdenn bis des Abends darinnen; auf diese Weise sind die Bäder immer wechselsweis durch Männer und Weiber besetzt.

Wenn man die Kleidung, die man auf dem bloßen Leib trägt, abgeleget hat, so kommt der Badediener, und legt denjenigen, der baden will, auf eine Tafel, besprengt ihn mit warmen Wasser, reibt ihn am ganzen Leib, und zieht alle Glieder, so wie die Finger, aus einander. Endlich legt er ihn auf den Bauch, setzt ihm die Kniee

in

in die Seiten, packt ihn bey den Schultern an, und macht, daß ihm das Rückgrad etlichemal kracht; bey einem jeden Zug giebt er ihm mit der Hand einen Klatsch auf die muskulösen Theile, fast wie die Stallknechte, wenn sie die Pferde striegeln. Das ist das erste Stück Arbeit. Alsdenn ziehet der Bader einen haarnen Handschuh an die rechte Hand, und reibt damit den Körper mit solcher Strenge, daß ihm selbst der Schweiß darüber ausbricht; alsdenn reibt er die Haut, wo sie am härtesten ist, zum Exempel, auf den Fersen, mit Bimsenstein, und darnach den ganzen Leib mit Seife und wohlriechenden Wassern; und wenn dieses geschehen ist, so schiert er die Haare ab.

Diese Operation dauert drey Viertelstunden, und man wird dadurch fast ein ganz neuer Mensch. Man fühlt in dem Körper eine gewisse Leichtigkeit und Ruhe, welches eine Wirkung des harmonischen Reibens und Streichelns an allen Theilen des Körpers ist. Man kommt in einen gelinden Schweiß, worauf hernach eine angenehme Erfrischung erfolgt. Alsdenn fängt man gleichsam aufs neue zu leben an. Zwey Stunden auf einem Kanapee zuzubringen, und theils aus Schwachheit, theils vor Hitze, einzuschlafen, nachdem man vorher einen halben Hoka geraucht hat, ist ein Vergnügen, welches Körper, die durch nördliche Kälte verschlossene Schweißlöcher haben, oder in einer beständigen Unruhe in gemäßigten Gegenden leben, niemals empfinden.

Das Bad, wo man sich bloß leidender Weise verhält, tritt an die Stelle der heftigen Leibesbewegungen, der Jagd und der Europäischen Tänze; ist aber viel vorzüglicher, als jene. Die Muselmänner bezahlen dafür eine Rupie; ich aber, als ein Feringui, mußte incognito hin-

hingehen, und anderthalb Rupieen bezahlen. Dafür wurde ich auch nach aller Form gebadet.

Das Bad-Ceremoniel ist bey den Frauenzimmern nicht so heftig; aber das Streicheln und Reiben thut ihnen in denen warmen Gegenden eben so gut, als den Manns-personen. In den Europäischen Colonien siehet man Damen einen Theil des Tages auf dem Kanapee zubringen, um welche ihre Sklavinnen herum stehen, und ihnen die Beine, und nach und nach den ganzen Körper reiben.

Alles, was ich von den Beschäfftigungen des Mogolischen Frauenzimmers im Bade weis, ist, daß sie unter sich herum flattern; und nur vom Kopf bis an den Gürtel entblößt sind. Sie bleiben oft halbe Tage lang daselbst. Hoka, Scherbet, Kaffee und andere Getränke sind ihre Erfrischungen. Sie besuchen das Bad in eben der Absicht, wie man in Europa die Bälle besucht. Wenn ein junger Mensch dasjenige Frauenzimmer, das für ihn bestimmt ist, gern vor seiner Heyrath sehen möchte, so setzt es gar keine Schwierigkeit, seine Absicht im Bad zu erreichen; er muß nur einige Personen auf seine Seite bringen. Man macht dem Badmeister ein Geschenk, entdeckt ihm das Geheimniß, und bekommt die Erlaubniß, durch kleine Oeffnungen in dem Gewölbe seine Geliebte entkleidet zu sehen. Dieses würde zwar in Europa eine Unanständigkeit seyn; allein in Asien, auch bey den Mahometanern, ist der Oberleib bis auf den Gürtel gar keine Sache, worauf man neugierig ist. Bey den Indianern ist es etwas sehr Gemeines, Frauenzimmer mit entblößter, oder doch wenigstens sehr sichtbarer Brust, anzutreffen; auf der Fischerküste bis nach Mahe gehen die Weiber der Tiven vom Gürtel an völlig nackend.

IV.
Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

1.
Versuch über die Dichtkunst der Orientalischen Nationen.

(Aus dem Englischen der Poems consisting chiefly from the Asiatic Languages.)

Es ist gewiß, daß die Asiatischen Dichter, wo nicht mehr, dennoch wenigstens eben so viel Genie besitzen, als die unsrigen; und wenn man zeigt, daß sie nicht allein mehr Musse, als wir, sich dieser Kunst zu widmen, sondern auch noch dazu einige eigenthümliche Vortheile über uns haben, so wird man ganz natürlich schließen können, daß ihre Produkte in ihrer Art vortreflich seyn müssen. Um diesen Satz in ein helles Licht zu stellen, muß ich ganz kurz die Sitten der Araber, Perser, Indianer und Türken, als der vier Hauptnationen, die sich zum Mahometanischen Glauben bekennen, entwerfen.

Arabien, ich meyne denjenigen Theil desselben, welchen wir das glückliche Arabien nennen, und welcher den Asiaten unter dem Namen Yemen bekannt ist,

scheint das einzige Land in der Welt zu seyn, in welches man ganz eigentlich die Scene der ländlichen Dichtkunst hin verlegen kann, weil keine Nation bis auf diesen Tag die Araber in der Anmuthigkeit ihres Klima und in der Einfalt ihrer Sitten übertrifft. Es ist wirklich gegen Norden von Indostan ein Thal, genannt Caschmire, das, zufolge einer von einem Landeseinwohner geschriebenen Nachricht, ein vollkommner Garten ist, einen Ueberfluß an Früchten hat, und von tausend Bächen durchwässert wird. Seine Einwohner wurden zwar durch die Kriegslist eines Mogolischen Fürsten unterjocht, und verloren ihr Glück mit ihrer Freyheit, aber Arabien behielt dennoch seinen alten Beynamen, ohne daß es von irgend einem andern mitwetteifernden Lande deswegen wäre in Anspruch genommen worden. Dieses sind keine Phantasieen eines Dichters; die Schönheiten von Yemen sind durch das übereinstimmende Zeugniß aller Reisenden, durch die Beschreibungen, die davon in allen Schriften über Asien gemacht worden sind, und durch die Natur und Lage dieses Landes selbst, welches zwischen dem elften und funfzehnten Grad nördlicher Breite unter einem heitern Himmel liegt, und dem günstigen Einfluß der Sonne offen steht, ausser allem Zweifel gesetzt. Auf der einen Seite wird es von Felsen und Wüsten eingeschlossen, und auf der andern von einem stürmischen Meere beschützt, so daß es von der Vorsicht zur sicherſten und schönsten Landschaft des Orients bestimmt zu seyn scheinet. Ich kann gar nicht begreifen, was den Prinz Cantemir bewogen haben mag, zu behaupten, daß Yemen eigentlich ein Theil von Indien sey. Denn, nicht zu gedenken, daß Ptolomäus und andere alte Schriftsteller es für eine Provinz Arabiens gehalten haben; nicht zu gedenken, daß die Landessprache bloß Arabisch ist, wird es von den

Asia-

Asiaten selbst als ein großes Theil jener Halbinsel, die sie Jezeiratul nennen, beschrieben; und darinn, daß das Meer, welches die eine Seite desselben bespült, von einigen Schriftstellern als ein Theil des großen Indianischen Oceans angesehen wird, liegt eben so wenig Grund, es an Indien anzuhängen, als wenn man es als einen Theil von Persien um deßwillen betrachten wollte, weil es auf einer andern Seite von dem Persischen Meerbusen umgränzt wird. Seine vornehmsten Städte sind Sanaa, die gemeiniglich als die Hauptstadt angesehen wird; Zebid, eine Handelstadt, die auf einer weiten Ebene, nahe an der See von Omman liegt; und Aden, die mit angenehmen Gärten und Wäldern umgeben, und eilf Grad vom Aequator, und sechs und siebzig von den glücklichen oder Canarischen Inseln, wo die Erdbeschreiber von Asien ihre erste Mittagslinie festsetzen, entfernt ist. Es ist merkwürdig, daß Aden in den Orientalischen Sprachen ganz genau das Wort Eden bedeutet, womit wir den Garten des Paradieses bezeichnen. Es hat dieses Wort, nach einer geringen Verschiedenheit in seiner Aussprache, zweyerley Bedeutungen. Einmal heißt es ein befestigter Aufenthalt; hernach Vergnügen, Milde oder Ruhe. Das Wort Eden hat wahrscheinlich in der heiligen Schrift eine von diesen Bedeutungen, ob wir es gleich als ein Nomen proprium brauchen. Wir müssen auch bey dieser Stelle anmerken, daß Yemen selbst seinen Namen von einem Worte führet, welches Grüne oder Glückseligkeit bedeutet. Denn in diesem heißen Landstrich sind die Ideen von Schatten und Wasserkühle von der Idee der Glückseligkeit unzertrennlich; und dieß kann eine Ursach seyn, warum die meisten Orientalischen Völker einer alten Sage von einem sehr angenehmen Stück Landes glauben, wo die ersten Bewohner

der Erde vor ihrem Fall wären hingesetzt worden. Die Alten, die diesem Lande den Beynamen Eudämon oder das Glückselige beylegten, glaubten entweder das Wort Yemen dadurch auszudrücken, oder wahrscheinlicher, es war eine Anspielung auf die köstlichen Spezereystauden und balsamischen Pflanzen, die daselbst wachsen und, ohne poetisch zu reden, der Luft einen wirklichen Wohlgeruch geben. Der Verfasser einer alten Geschichte des Türkischen Reichs sagt: „Die Luft in Aegypten hat „einige Zeit hindurch einen süßen, beynahe den Athem „versetzenden Wohlgeruch, der durch den Wind, der „die Düfte der Arabischen Spezereyen hinüberbringt, „verursacht wird.“ Es ist gewiß, daß alle Poesie eine sehr beträchtliche Zierde von der Schönheit natürlicher Gemälde erhält. So sind die Rosen von Saron, das Laub des Carmels, der Wein von Engaddi und der Thau des Hermon die Quellen von manchen angenehmen Metaphern und Gleichnissen in der heiligen Schrift. Sodann reichen die Wohlgerüche von Yemen, der Muskus von Hadramut und die Perlen von Omman den Arabischen Dichtern eine große Menge von Anspielungen dar, und wenn die Bemerkung des Hermogenes richtig ist, daß das, was den Sinnen gefällt, Schönheit hervorbringe, wenn es beschrieben werde; wo kann man wohl mehr Schönheit, als in Orientalischen Gedichten finden, die von den schönsten Gegenständen der Natur genommen sind?

Um diese Gedanken noch weiter zu verfolgen, so macht Demetrius von Phalera in seiner schönen Abhandlung über den Stil die Anmerkung, daß es eben nicht leicht sey, über schöne Gegenstände unangenehm zu schreiben, und daß schöne Ausdrücke ganz natürlich zugleich mit schönen Bildern entstünden. Aus dieser Ursache, sagt er,

er, kann nichts mehr gefallen, als die Gedichte der Sappho, die Beschreibungen von Gärten und Gastmahlen, Blumen und Früchten, Quellen und Wiesen, Nachtigallen und Turteltauben, Liebesgöttern und Grazien enthalten, und zwar so, daß, wenn sie von einem Flüßchen spricht, das zwischen den Zweigen fortmurmelt, und über welchem die Zephire mit einem Geräusch im Laube scherzen, welches sanften Schlummer verursacht, ihre Verse ohne Mühe und eben so sanftschmeichelnd fortfließen, als das besungne Flüßchen. Es kann seyn, daß ich die Worte des Demetrius, weil ich sie nur aus dem Gedächtniß anführe, verändert habe, aber dieß ist der allgemeine Sinn seiner Bemerkung, die, wenn sie nicht mehr Scheinbares als Richtigkeit hat, uns auf den Gedanken bringt, daß die Dichter des Orients mit den Europäischen sowol in der Grazie des Ausdrucks als der Anmuth ihrer Bilder wetteifern können. Aber wir dürfen nicht glauben, daß die Arabische Dichtkunst nur allein in der Beschreibung der Schönheit gefällt; nirgend sind melancholische und schreckliche Gegenstände, die in einer geschickten Schilderung das Erhabene hervorbringen, gemeiner, als in dem wüsten und steinigten Arabien; und in der That finden wir nichts so oft geschildert, als Wölfe und Löwen, jähe Abgründe und Wälder, Felsen und Wüsten.

Wenn wir den natürlichen Gegenständen, mit welchen die Araber beständig umgehen, das Erhabene und Schöne wirklich zugestehen, so müssen wir auch ihren Gleichnissen, Metaphern und Allegorien die nämlichen Eigenschaften zugestehen. Denn eine Allegorie ist nur eine Zusammensetzung mehrerer Metaphern; eine Metapher ist ein kurzes Gleichniß, und die feinsten Gleichnisse werden von natürlichen Gegenständen genommen. Es ist wahr, daß

viele Orientalische Figuren auch andern Nationen gemein sind, aber viele erhalten auch von den Sitten derjenigen Araber, die auf Ebenen und in Wäldern wohnen, etwas Eigenthümliches, das ihnen mangeln würde, wenn sie von Bewohnern der Städte herkämen. So sind die Ausdrücke: der Thau der Freygebigkeit, und der Geruch des guten Namens (reputation) bey vielen Völkern gebräuchliche Metaphern, aber sie haben etwas ganz besonders Eigenes in dem Munde derer, die es so sehr bedürfen, vom Thau erquickt zu werden, und die den Sinn ihres Geruchs mit den lieblichsten Gerüchen von der Welt schmeicheln. Ferner ist es in allen Ländern sehr gewöhnlich, immer auf den Glanz der großen himmlischen Lichter, die alles erleuchten, Anspielungen zu machen. Aber die von ihnen genommenen Metaphern erhalten einen besondern Zusatz von Schönheit, wenn wir sie in unsern Gedanken ein Volk machen lassen, welches die meisten Nächte unter freyem Himmel oder in Zelten zubringt, und folglich Mond und Sterne in ihrem größten Glanz sieht. Diese Art, ihre poetischen Figuren zu betrachten, giebt vielen derselben eine Grazie, die sie in unserer Sprache nicht haben würde. Wenn sie die Stirne ihrer Geliebten mit dem Morgen, ihre Locken mit der Nacht, ihr Antlitz mit der Sonne, dem Mond oder der Schaßminblüthe vergleichen, ihre Wangen mit Rosen oder einer reifen Frucht, ihre Zähne mit Perlen, Hagel und Schneetröpfchen, ihre Augen mit der Blüthe der Narcisse, ihr krauses Haar mit schwarzen Scorpionen und Hyacinthen, ihre Lippen mit Rubinen oder Wein, ihre Brüste mit Granatäpfeln, ihre Farbe mit der Farbe des Schnees, ihren Wuchs mit dem Wuchs der Fichte, und ihre Länge mit der Cypresse, dem Palmbaum oder Wurfspieß u. s. w.; so haben diese Gleichnisse, von welchen manche in unserer Sprache gezwungen zu seyn scheinen, ohne Zweifel eine große Delikatesse in

der

der ihrigen, und machen auf ihre Seelen einen ganz besondern Eindruck; auch sind über das alles ihre Gleichnisse sehr richtig und passend; z. B. sie vergleichen die blauen Augen eines schönen Weibes, das in Thränen badet, mit Violen, von welchen Thau herabträufelt, und einen Krieger, der an der Spitze seiner Armee vorausgeht, mit einem Adler, der durch die Luft seegelt, und mit seinen Schwingen die Wolken theilt.

Dieses sind keinesweges die Vortheile allein, die die Araber vor den Einwohnern der meisten andern Länder zum voraus haben; sie erhalten noch überdieß die Sitten und Gebräuche ihrer Vorfahren, die sich, ihren eigenen Nachrichten zufolge, vor ungefähr dreytausend Jahren in der Provinz Yemen niedergelassen hatten, unter sich. Sie sind niemals von einer andern Nation ganz unterjocht worden; und ungeachtet der Admiral Selim des Ersten an ihrer Küste eine Landung unternommen, und von dem Volke von Aden einen Tribut erpreßt hatte, so unterhalten die Araber doch weiter nichts als den Schein eines Bündnisses mit dem Großsultan, und handeln, bey jeder wichtigen Vorfallenheit, öffentlich so, als wenn sie nichts von seiner Macht zu befürchten hätten, verlassen sich auf die Geschwindigkeit ihrer Pferde und auf die ungeheure Größe ihrer Wälder, in welchen ein einbrechender Feind bald umkommen muß. Aber dieses muß von denjenigen Arabern nur verstanden werden, die, wie die alten Nomaden, beständig in ihren Zelten wohnen, die damit bey jeder Veränderung der Jahreszeit von einem Platz zum andern fortrücken; denn die Einwohner der Städte, die mit den Europäischen Kaufleuten gegen ihre Spezereyen Räucherwerk und Kaffee handeln, müssen haben einen großen Theil ihrer alten Simplicität verloren; die andern aber haben sie gewiß noch erhalten, und bringen gemei-

niglich, ausgenommen wenn ihre Stämme in Krieg verwickelt sind, den ganzen Tag damit zu, ihre Heerden und Kameele zu hüten, oder ihre väterländischen Gesänge zu wiederholen, die sie mehrentheils auswendig können. Sie verachten die prächtigen Säulen und herrlichen Gebäude der Städte, wenn sie sie gegen die natürlichen Reize des Landes und die Kühlung ihrer Zelte halten. Sie bringen ihr Leben in einem Vergnügen zu, wie sie sich es nur immer zu denken im Stande sind, in der Betrachtung der angenehmsten Gegenstände und im Genuß eines ewigen Frühlings; denn man kann die schönen Verse des Waller aus seiner Sommerinsel auf diesen Theil von Arabien anwenden:

Der milde Lenz, der uns nur einmal hier begrüßt,
Buhlt dort um ihre Gunst, wird niemals dort vermißt.

Die Sonnenhitze, die in einem Lande, das der Linie so nahe liegt, sehr beschwerlich seyn muß, wird durch den Schatten der Bäume, die über den Thälern hängen, und durch eine gute Anzahl kühler Ströme, die von den Bergen herabfließen, gemildert. Daher kömmt es, daß mehrentheils ihre Begriffe von Glückseligkeit von der Kühle des Wassers und des Laubes hergenommen sind. Sie glauben unter sich, daß eine grüne Aue, ein klarer Quell und ein schönes Weib die drey angenehmsten Dinge in der Natur sind, und daß das Anschauen dieser Gegenstände das größte Vergnügen, das man nur empfinden könne, gewähre. Mahomet war mit dieser Maxime seiner Landsleute so wohl bekannt, daß er ihnen die Freuden des Himmels unter dem allegorischen Bilde kühler Quellen, grüner Lauben und schwarzäugiger Mädchen, welche durch das Wort Huri buchstäblich verstanden werden, entwarf; und in dem Kapitel vom Morgen, gegen das Ende seines Alkorans,

gedenkt

gedenkt er eines Gartens, genannt Irem, der von den Asiatischen Dichtern nicht weniger besungen worden ist, als die Gärten der Hesperiden von den Griechen. Er wurde, nach dem Bericht der Commentatoren, von einem König, Namens Shedad, angelegt, und ward einsmal von einem Araber, der sehr tief in die Wüste gieng, ein verlornes Kameel aufzusuchen, gesehen. Muthmaßlich ist dieser Name von einem Betrüger, als ein Vorbild eines zukünftigen Zustandes der Glückseligkeit, erfunden worden. Man weis jetzt gewiß, daß das Genie einer jeden Nation nicht wenig von seinem Klima abhängt; denn entweder mag die unmäßige Hitze die Orientalischen Völker zu einem unthätigen Leben geneigt machen, das ihnen Muße genug giebt, ihre Talente zu bauen, oder die Sonne hat einen wirklichen Einfluß auf ihre Einbildungskraft; (wie dieses, Einigen zufolge, die Alten geglaubt haben sollen, weil sie den Apollo zum Gott der Dichtkunst gemacht hätten.) Es mag aber eine Ursache seyn, was es für eine will, genug, es ist immer bemerkt worden, daß die Asiaten in der Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und im Reichthum an Erfindungen die Einwohner unserer kältern Erdstriche übertreffen.

Wir wollen diese Betrachtung weiter verfolgen. Da die Araber so große Anbeter der Schönheit sind, und da sie so vieler Gemächlichkeit und Muße genießen, so müssen sie auch natürlicher Weise derjenigen Leidenschaft fähig seyn, die die wahre Quelle der angenehmen Dichtkunst ist; und wir finden wirklich, daß die Liebe mehr Antheil an ihren Gedichten hat, als irgend eine andere Leidenschaft. Sie scheint immer am meisten in ihrer Seele zu herrschen, und es giebt schwerlich in ihrer Sprache eine Elegie, ein Lobgedicht, und sogar eine Satire, die nicht mit den Klagen eines un-

glücklichen, oder dem Frohlocken eines erhörten Liebhabers anfangen sollte. Zuweilen trägt sich's zu, daß die Jünglinge des einen Stammes mit den Mädchen eines andern im Liebesverständniß stehen; und weil öfters die Zelte plötzlich von einem Ort aufgehoben, und an einem andern aufgeschlagen werden, so werden auch die Liebhaber öfters in dem besten Fortgang ihrer Liebschaft von einander getrennt; daher kömmt es, daß die meisten Arabischen Gedichte solche traurige Eingänge haben. Der Dichter beklagt den plötzlichen Abschied seiner geliebten Hinda, Maia, Zeineb oder Azza, und schildert ihre Schönheit, indem er sie mit einem kleinen muthwilligen Reh vergleicht, das unter aromatischen Gesträuchen scherzt. Seine Freunde bemühen sich, ihn zu trösten, aber er verschmäht ihren Trost; er entdeckt seinen Vorsatz, seine Geliebte zu besuchen, ungeachtet der Weg zu ihrer Horde durch eine fürchterliche Wildniß, oder durch Löwenhölen führt. Bey dieser Gelegenheit giebt der verliebte Dichter mehrentheils eine Beschreibung von dem Pferde oder Kameel, das ihn dahin tragen soll; alsdann kömmt er durch einen leichten Uebergang zum Hauptgegenstand seines Gedichts, es mag derselbe das Lob seines eigenen Stammes, oder ein Spottgedicht auf die Furchtsamkeit seiner Freunde seyn, die sich weigern, ihn bey seinem Feldzug zu begleiten; wiewol die Liebe sehr oft den ganzen Inhalt des Stückes ausmacht. Aber es ist nicht genug, daß ein Volk dichterisches Genie besitzt; es muß auch den Vortheil einer reichen und schönen Sprache haben, um seine Empfindungen mit Anstand und Würde auszudrücken. Auch diesen Vortheil haben die Araber in einem hohen Grad. Ihre Sprache ist voll Ausdruck, stark, wohllautend, und vielleicht die reichste in der Welt. Denn mehrentheils hat ein jeder Stamm viele Worte, die ihm alleine eigen sind, aber die Dich-

ter

ter bedienen sich aller derselben, nach der Erforderniß des Sylbenmaaßes, oder auch zuweilen wegen ihrer eigenthümlichen Schönheit; und weil die Gedichte unter das Volk kommen, so werden diese Wörter nach und nach der ganzen Sprache gleichsam inkorporirt, gleich einer Menge kleiner Bäche, die in einen Kanal zusammenfließen und, indem sie sich zu einem vollen Strom bilden, sich reißend in das Meer ergießen.

Wenn diese Art aus Grundsätzen zu schließen, bey gegenwärtigem Fall schicklich ist, (und kein einzelner Mensch hat ein Recht, das Verdienst der Orientalischen Dichter aus den Gedichten selbst zu folgern, weil kein einzelner Mensch das Vorrecht hat, für alle andern zu urtheilen, wenn der vorhergehende Beweis einiges Gewicht hat, so folgt daraus, daß die Araber, da sie beständig von den schönsten Gegenständen umgeben sind, da sie ihr Leben in Ruhe und in einem schönen Klima angenehm hinbringen, da sie der sanftern Leidenschaft äusserst ergeben sind, und da sie den Vortheil einer Sprache besitzen, die der Dichtkunst ganz besonders angemessen ist; so folgt daraus, sage ich, daß die Araber von Natur vortreffliche Dichter seyn müssen, wenn anders ihre Sitten und Gebräuche der Kultur dieser Kunst günstig sind. Und daß diese es allerdings sind, wird gar nicht schwer seyn zu beweisen. Die Liebe der Araber zur Dichtkunst und die Hochachtung, die sie den Dichtern erzeigen, wäre kaum glaublich, wenn uns nicht Schriftsteller von großem Ansehn davon versicherten. Die vornehmsten Gelegenheiten zur Lustbarkeit unter ihnen waren vor Zeiten, und sind auch sehr wahrscheinlich noch jetzt die Geburt eines Knaben, das Füllenwerfen einer Stute, die Ankunft eines Gastes und das Entstehen eines Dichters aus ihrem Stamme. Wenn ein

ein junger Araber ein gutes Gedicht verfertiget hatte, machen alle Nachbarn seiner Familie ihre Komplimente, und wünschen ihr Glück, einen Anverwandten unter sich zu haben, der im Stande ist, ihre Thaten aufzuzeichnen und ihre Tugenden auf die Nachwelt zu bringen. Zu Anfang des siebenten Jahrhunderts ward die Arabische Sprache durch eine Art von poetischer Akademie zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. Diese Akademie war zu gewissen bestimmten Zeiten an einem Orte, genannt Ocadh, wo jeder Dichter sein bestes Stück vorbrachte, und des Beyfalls gewiß seyn konnte, der es verdiente. Die vortrefflichsten unter diesen Gedichten wurden mit goldenen Buchstaben auf Aegyptisches Papier geschrieben, und in dem Tempel aufgehangen, wovon sie alsdann Modhahebat, oder goldene, und Moallakat, oder aufgehangene, genannt wurden. Die Gedichte dieser Gattung hießen Cassida's, oder Eklogen, *) wovon sieben in unsern Bibliotheken aufbewahret und als das Schönste gehalten werden, das vor den Zeiten Mahomets geschrieben worden ist. Das vierte darunter hat Lebid zum Verfasser, ist bloß ein Hirtengedicht und dem Alexis des Virgil außerordentlich gleich, aber weit schöner, weil es mehr Natur besitzt. Der Dichter beginnt mit dem Lobe der Reize der schönen Novara (ein Wort, das im Arabischen ein furchtsames Reh bedeutet), aber er straft zugleich ihre Unfreundlichkeit;

*) Diese sieben Gedichte befinden sich unter Pocoks Handschriften zu Oxford, No. 164. sehr deutlich abgeschrieben und mit erläuternden Anmerkungen. Die sieben Dichter heißen: Amralkeis, Tarafa, Zoheir, Lebid, Antara, Amru und Hareth. In eben dieser Sammlung, No. 174. befindet sich noch eine Handschrift, die über vierzig andere Gedichte enthält, die die Ehre gehabt haben, in dem Tempel von Mecca aufgehangen zu werden. Dieser Codex ist ein unschätzbarer Schatz der alten arabischen Literatur.

keit; dann webt er die Schilderung seines jungen Kameels hinein, das er, wegen seiner Schnelligkeit, mit einem Hirsch vergleicht, der von Hunden verfolgt wird. Hernach nimmt er Gelegenheit, seiner Reichthümer, Talente, Freygebigkeit und Tapferkeit, seiner edlen Geburt und des Ruhms seines Stammes zu gedenken. Der Ausdruck ist in diesem Gedicht leicht und simpel, aber doch elegant, der Numerus fließend und musikalisch, und die Gedanken bis zur Verwunderung natürlich, wie der kundige Leser aus folgender Stelle sehen wird, die ich frey zu übersetzen versucht habe, um das Verdienst des Dichters in einer wörtlichen Uebersetzung nicht ganz und gar zu unterdrücken:

Bel enti la tadrina cam mi'lleilatin,
Thalkin ledhidhin lahwoha wa nedamoha,
Kad bitto sameroha, wa ghayati tajerin
Wafaito idh rofiat, wa azza medamoha,
Besabuhi safiatin wajadhbi carinatin,
Be mowatterin, taâta leho maan ibhamoha,
Bacarto hajataha' ddajaja besohratin,
Levalla minha heina habba neyamoha.

D. i.

„Aber ach! Du weißt nicht, unter welchen jugendlichen Spielen unsre Nächte in Freuden verflossen! Mit fröhlichen Liedern und anmuthigen Erzählungen betrogen wir die Zeit, wohlklingend tönten die zirkelnden Becher. Süß war der Trunk, und süß das blühende Mädchen, das unter wohlriechenden Schatten die Leyer schlug. Wir tranken, bis der Morgen die ganze Ebene bepurperte. Die Mädchen schlummerten; aber wir tranken noch. Die erwachten Vögel, die auf jedem

jedem Baum ihre lieblichen Noten sangen, wären nicht so fröhlich als wir."

Die Mahometanischen Schriftsteller erzählen von diesem Dichter eine Geschichte, die hier bemerkt zu werden verdient. Es scheint unter den besten Dichtern der alten Araber der Gebrauch gewesen zu seyn, einige ausgesuchte Verse am Thor des Tempels, als eine öffentliche Herausforderung an ihre Mitbrüder, aufzuhängen, die sich dann bemühten, sie noch vor der nächsten Zusammenkunft in Ocadh zu beantworten, bey welcher sodann die ganze Versammlung allen diesen Versen ihren Werth zu bestimmen pflegte, und dem Verfasser des besten Stücks darunter ein Zeichen des Vorzugs ertheilte. Nun schlug Lebid, der, wie erzählt wird, ein heftiger Gegner Mahomets gewesen ist, ein Gedicht an die Thür, welches mit folgenden Versen anfieng, in welchen er offenbar auf die neue Religion zu sticheln scheint:

Ila cullo fheion ma khala Allah bathilon,
Wa cullo naîmon la mohaloho Zailon.

Das heißt: Sind nicht alle Dinge, die nicht von Gott kommen, eitel; und sind nicht alle Ehren vergänglich, außer denen, die Er gewährt? Diese Zeilen schienen den Dichtern so erhaben, daß sich keiner unterstand, ihm zu antworten. Endlich aber kam Mahomet, der selbst ein Poet war, und setzte den Anfang eines erst verfertigten Kapitels seines Alcorans, ich glaube, des zweyten, neben das Gedicht Lebid's, der es nicht so bald gelesen hatte, als er es für etwas Göttliches erklärte, seine geringern Fähigkeiten gestand, seine Verse vom Thor herunterriß, und die Religion seines Nebenbuhlers ergriff, dem er hernach ausserordentlich nützlich war, dadurch, daß er auf die Satiren

des

des Amralkeis antwortete, mit welchen dieser beständig die Lehren Mahomets anfocht. Die Asiaten setzen hinzu, ihr Gesetzgeber habe einige Zeit nachher selbst bekannt, daß kein heidnischer Dichter jemals einen edlern Vers, als den ebengedachten Vers des Lebid, hervorgebracht habe.

Es giebt noch einige andere Sammlungen von alten Arabischen Gedichten; unter welchen aber die, die Hamaßa genannt wird, und eine Menge von Epigrammen, Oden und Elegieen enthält, die bey verschiedenen Gelegenheiten gemacht worden sind, die berühmteste ist. Sie ist von Abu Temam zusammengetragen worden, der selbst ein vortrefflicher Dichter war, und zu sagen pflegte: Daß schöne Gedanken, in Prose gefaßt, den Edelsteinen glichen, die der bloße Zufall zerstreut habe, daß sie aber, wenn sie in ein poetisches Sylbenmaaß gebracht würden, Armbändern und Perlenschnuren ähnlich wären. Als sich die Religion und Sprache Mahomets über den größern Theil von Asien und über die am Meer gelegenen Länder von Afrika ausbreitete, so wurde es auch unter den Persischen, Syrischen, Aegyptischen, Mauritanischen und sogar Tartarischen Dichtern Mode, Arabisch zu schreiben; und die schönsten Verse, die von den glänzendsten Genie's dieser Nationen verfertiget worden sind, trifft man in einer starken vermischten Sammlung, Yateima betitelt, an, ungeachtet viele ihrer Werke noch besonders abgeschrieben sind. Es wäre unnöthig, mehr von der Dichtkunst der Syrer, Tartaren und Afrikaner zu sagen, weil die meisten Gründe, deren ich mich erst zum Vortheil der Araber bedient habe, mit gleicher Stärke auch auf die übrigen Mahometaner angewandt werden können, die weiter nichts gethan,

als

als ihren Stil nachgeahmt und ihre Ausdrücke angenommen haben; ich werde mich auch um deswillen bey dem Genie und den Sitten der Perser, Türken und Indianer kürzere Zeit aufhalten.

Das große Reich, welches wir Persien nennen, ist seinen Bewohnern unter dem Namen Iran bekannt; denn das Wort Persien gehört nur einer einzelnen Provinz, die die alten Persis nannten, und wird ganz uneigentlich bey uns dem ganzen Reich beygelegt. Aber aus Gefälligkeit für den Gebrauch unserer Geographen muß ich dasjenige berühmte Land Persien nennen, welches auf der einen Seite zwischen der Caspischen und Indischen See liegt, und auf der andern sich von den Gebürgen von Candahar oder Paropamisus bis zum Zusammenfluß der Flüsse Cyrus und Araxes erstreckt, und ungefähr zwanzig Grad von Süden gegen Norden, und noch mehrere von Osten gegen Westen enthält.

In einem so ungeheuern Strich Landes muß nothwendig das Klima sehr verschieden seyn. Die südlichen Provinzen sind nicht weniger ungesund und schwül, als die nördlichen rauh und unfreundlich; aber in den mittlern Theilen dieses Reichs ist die Luft mild und gemäßiget, und vom Anfang des May's bis zum September ist kaum ein Wölkchen am Himmel zu sehen. Die merkwürdige Stille der Sommernächte und der wunderbare Glanz des Mondes und der Sterne in diesem Lande reizt öfters die Perser, auf den Dächern ihrer Häuser zu schlafen, welche mehrentheils platt sind, wo sie nichts als die Figuren der Constellationen und die verschiedenen Erscheinungen des Himmels betrachten können. Dieses mag auch einigermaßen der Grund seyn, warum ihre Dichter und Redner beständig auf die Schönheit der himmlischen Körper anspielen. Man ist gewohnt,

von der Orientalischen Schreibart zu urtheilen, daß sie mit gar zu vielen von Sonn und Mond genommenen Metaphern angefüllt sey; einige halten dieses für eine Folge des niedern Geschmacks der Asiaten. Die Werke der Perser, sagt Herr von Voltaire, sind wie die Titel ihrer Könige, in welchen immer Sonn und Mond vorkommen. Aber sie bemerken nicht, daß jedes Volk eine Anzahl Bilder und Ausdrücke hat, die ihm eigenthümlich gehören, und die in der Verschiedenheit ihres Klima's ihrer Sitten und Geschichte ihren Ursprung haben. Die beständigen Anspielungen der Perser auf die Sonne scheinen aber einen andern Grund zu haben; vielleicht liegen sie in der alten Sprache und der gemeinen Religion ihres Landes; so bedeutet z. B. Mihridäd oder Mithridates, das Geschenk der Sonne, und kömmt hierinn mit dem Theodorus und Diodati anderer Nationen überein. Was die Titel der Morgenländischen Monarchen betrifft, die für unsere Ohren in der That seltsam klingen, so sind sie weiter nichts als Formalien und nicht weniger gedankenleer, als die Titel Europäischer Prinzen, in welchen öfters Durchlaucht und Hoheit den finstersten und niederträchtigsten Menschen zugeeignet werden.

Die mittleren Provinzen Persiens haben beynahe in allen Arten von Früchten und Blumen einen Ueberfluß, und könnten durch besondere Anbauung zum Garten von Asien gemacht werden. Sie werden von keinem beträchtlichen Fluß durchwässert, indem der Tyger, Euphrat, Cyrus und Araxes, der Oxus und die fünf Arme des Indus an den fernsten Gränzen des Königreichs strömen; aber die Eingebornen, die den Ackerbau gut verstehen, ersetzen diesen Mangel durch künstliche Kanäle, die die Dürre des Bodens hinlänglich mäßigen. Bey Erwähnung der Ergänzung dieses Mangels falle ich aber in den gemeinen Irrthum,

indem ich dieses Land, nicht wie es gegenwärtig ist, sondern so, wie es vor einem Jahrhunderte war, vorstelle; denn eine lange Reihe bürgerlicher Kriege und Blutbäder, die Persien seiner arbeitsamsten Einwohner entblößte, haben nunmehr die vornehmsten Schönheiten Persiens zu Grunde gerichtet.

Eben diese Verschiedenheit des Klima, die in diesem weitläuftigen Lande herrscht, giebt auch den Menschen und dem Temperament der Eingebornen eine Verschiedenheit. In einigen Provinzen haben sie eine dunkle Farbe und rauhe Gesichtszüge, in andern sind sie außerordentlich schön und wohlgebildet; in manchen nervigt und stark: aber der Hauptcharakter der Nation ist Sanftheit (Softness) und Liebe zum Vergnügen, eine Unempfindlichkeit, (indolence) und Weichlichkeit, die sie allen Schwärmen, die von Zeit zu Zeit aus Westen und Norden Einfälle in ihr Land thaten, zu einer leichten Beute machten. Jetzt sind sie nicht ganz leer an kriegerischem Geiste; und wenn sie nicht von Natur tapfer sind, so sind sie doch wenigstens außerordentlich gelehrig, und können durch gute Anführung zu vortrefflichen Soldaten gemacht werden. Aber der größere Theil dieser Nation sinkt immer in der kurzen Zeit, da sie des Friedens genießen, in einen Zustand von Unthätigkeit, und bringet sein Leben in einer angenehmen, aber beschäfftigten Einsamkeit hin. Dieses mag wol die Ursache seyn, warum Persien mehr Schriftsteller von jeder Gattung, und hauptsächlich Dichter hervorgebracht hat, als ganz Europa zusammengenommen, zumal da ihnen ihre Lebensart Musse genug verstattet, diejenigen Künste zu treiben, die ohne die größte Ruhe und Heiterkeit des Gemüths nicht mit Vortheil ausgeübt werden können; und dieses ist, im Vorbeygehen, mit ein Grund, warum die Gedichte der obgedachten

Samm-

Sammlung weniger ausgearbeitet sind; denn sie wurden nicht in Lauben und Schatten, nicht am Ufer der Bäche oder Quellen gemacht, sondern entweder unter dem Tumult einer Hauptstadt, unter dem Geräusch der Werkstätte, den Zerstreuungen auf öffentlichen Plätzen, den Abhaltungen nothwendigerer Geschäffte, oder unter der Aufmerksamkeit auf nützlichere Theile der Litteratur. Zur Sache: Zu Oxford ist eine Handschrift *), welche die Leben von 135 der besten Persischen Dichter enthält, wovon die meisten sehr starke Sammlungen ihrer Gedichte hinterlassen haben; die Versemacher und mittelmäßigen Dichter aber, wenn Horaz zulassen will, daß man einen solchen Mann so nennen darf, sind in Persien unzählbar.

Diese Zärtlichkeit ihrer Lebensart und Empfindungen ist auch unvermerkt in ihre Sprache übergegangen, und hat sie zu der sanftesten gemacht, so wie sie eine der reichsten in der Welt ist. Es ist nicht möglich, den Leser von dieser Wahrheit zu überzeugen, wenn man auch eine Stelle eines Persischen Dichters mit Europäischen Buchstaben anführen wollte; die Lieblichkeit des Schalles kann nicht durch das Gesicht empfunden werden, und manche Worte, die in dem Munde eines Persers sanft und musikalisch klingen, können wegen der Anzahl von Konsonanten und Gutturalen für unsere Augen sehr rauh seyn. Demungeachtet wird es eben so abgeschmackt nicht seyn, wenn ich eine Ode des Dichters Hafiz hieher setze, die, wenn sie auch zum Beweis der Zärtlichkeit der Sprache nicht hinreichend ist, dennoch wenigstens die Lebhaftigkeit seiner Muse zeigen kann.

*) In Hyperoo Bodl. 128. Bey diesem vortrefflichen Werke ist eine Vorrede, welche die Leben von zehen Arabischen Dichtern enthält.

Ai bad nesîmi yârdari,
Zan nefheï mufhchâr dari:
Zinhar mecun diraz-desti!
Ba turreï o che câr dari?
Ai gul, to cujâ wa ruyi zeibafh?
O taza, wa to kharbâr dari.
Nerkes, to cujâ wa chefhmi mestefh?
O ferkhofh, wa to khumâr dari.
Ai feru, to ba kaddi bulendefh,
Der bagh che iytebâr dari?
Ai akl, to ba wujûdi ifhkefh
Der deft che ikhtiyâr dari?
Rihan, to cujâ wa khatti febzefh?
O mufhc, wa to ghubâr dari.
Luzi bures bewasli Hafiz,
Gher takati yntizâr dari.

D. i. Wort für Wort: „O süßes Lüftchen, du bringst den wohlriechenden Balsam von meiner Geliebten; dort her holtest du diesen Wohlgeruch des Muskus. Nimm dich in Acht! stiehl nicht! was hast du mit ihren Locken zu schaffen? O Rose, was bist du, wenn man dich mit ihrem blühenden Gesicht vergleichet? Sie ist munter, du aber bist rauh von Dornen. O Narcisse, was bist du, in Vergleichung mit ihrem redenden Auge? Ihr Auge ist nur schläfrig, aber du bist krank und schwach. O Fichte, verglichen mit ihrem schönen Wuchs, was für Ruhm bleibt dir im Garten? O Weisheit, würdest du, wenn die Wahl in deiner Gewalt wäre, etwas anders wählen, als ihre Liebe? O süßes Basilikum, was bist du, wenn du mit ihren blühenden Wangen verglichen wirst? Sie sind vollkommner Muskus, aber du verwelkest bald. Komm, meine Geliebte, und erfreue Hafiz mit

mit deiner Gegenwart, wenn du dich nur auf einen einzigen Tag bey ihm aufhalten kannst.“ Dieses kleine Lied ist einem dem Shakespear zugeschriebenen Sonnet nicht ungleich, welches als ein Beweis angeführt zu werden verdienet, daß die Orientalische Einbildungskraft von der Europäischen nicht so sehr verschieden ist, als wir uns einzubilden pflegen. „Dem frühzeitigen Veilchen gab ich diesen Verweis. Süßer Dieb! wo hast du deinen Wohlgeruch anders gestohlen, als von dem Busen meiner Lieben? Den stolzen Purpur, welcher auf deinen sanften Wangen statt der Gesichtsfarbe wohnet, hast du zu stark mit dem Blute aus ihren Adern aufgetragen. Ich verachte die Lilie bey deinem Arm, und die Knospen des Majorans haben deine Haare beraubt. Schön standen die Rosen auf den Dornen; eine rothe schämte sich, eine andere weiße verzweifelte; eine dritte, weder roth, noch weiß, hatte jene beyden beraubt, und ihrem Raube deinen Athem beygefügt; aber für diesen Diebstahl nagte sie eine rächerliche Raupe im höchsten Stolz ihrer Blüthe, daß sie starben. Ich bemerkte noch mehrere Blumen, aber ich konnte sonst keine sehen, als nur solche, die Wohlgeruch und Farbe dir entwandt hatten.“ Shakespears Gedichte. S. 207.

Man sagt, der Persische Stil sey lächerlich schwülstig, und giebt diesen Fehler dem sklavischen Geist der Nation schuld, die immer geneigt ist, die Gegenstände zu verherrlichen, die über sie erhaben sind. Freylich giebt es in jedem Lande schlechte Schriftsteller, und in Asien eben so viel als irgendwo; aber wenn wir uns die Mühe nähmen, die Persische Sprache zu lernen, so würden wir finden, daß diese Schriftsteller, welche in Persien allgemein geschätzt werden, weder sklavisch in ihren Gedanken, noch lächerlich in Ausdrücken sind.

Folgende Stelle aus einem moralischen Werke des Sadi, Bostân, oder der Garten betitelt, wird dieses hinlänglich beweisen.

Shinidem ke, der wakti nezî rewan,
Be Hormuz chunîn gufti Nufhirewan:
Ki khatir nigehdari derwifhi bafh,
Ne der bendi âfaïfhi khifhi bafh:
Neâfaïd ender diyari to kes,
Chu âfaïfhi khifhi khahi wa bes.
Neyayid benezdiki dana befend,
Shubani khufte, wa gurki der kufpend.
Beru; pari derwifhi muhtâji dar,
Ki fhah ez raiyeti bûd tâji dar.
Raiyet chu bikheft wa foltan dirakht,
Dirakht, ai pifer, bafhed ez bikhi fakht.

D. i. „Ich habe gehört, daß König Nuschirwan kurz vor seinem Tode zu seinem Sohn Hormuz also sprach: Mein Sohn, sey ein Versorger der Armen und Hülflosen; und laß dich nicht von den Ketten deiner eigenen Fühllosigkeit fesseln. Nicht Einer kann in deinem Reiche der Ruhe genießen, unterdessen du allein deine eigne Ruhe suchest und sagest, es ist genug. Ein weiser Mann wird den Schäfer nicht loben, der schläft, indeß der Wolf im Felde ist. Gehe, mein Sohn, und beschütze deine weichen und dürftigen Unterthanen; durch sie stieg ein König zum Diadem empor. Das Volk ist die Wurzel, und der König der Stamm, der aus jener hervorwächst." Sind diese Gedanken niedrig, und ist ihre Sprache schwülstig? Sind sie nicht vielmehr unserer geistreichsten Schriftsteller würdig? und enthalten sie nicht eine schöne Lehre für einen jungen König? Sadi's Gedichte stehen jetzt zu Konstantinopel und Ispahan in großem

großem Werthe; vor ein oder zweyhundert Jahren würden sie in Europa, wegen des allzu starken Glanzes, womit sie das Licht der Freyheit und Vernunft umherstreuen, gewiß unterdrückt worden seyn.

Was das große epische Gedicht des **Fergust** betrifft, welches in dem zehnten Jahrhundert verfertiget worden ist, so würde es eine sehr lange Abhandlung erfodern, wenn man alle seine Schönheiten mit größter Genauigkeit untersuchen wollte. Die ganze Sammlung der Werke dieses Dichters heißt Shahnâma, und enthält die Geschichte Persiens von den ältesten Zeiten bis zum Einbruch der Araber, in einer Reihe sehr erhabener Gedichte; das längste und regelmäßigste davon ist ein Heldengedicht von einer großen und interessanten Handlung, nämlich der **Befreyung Persiens durch den Cyrus von den Unterdrückungen des Afrasiab, Königs der Tatarey jenseit des Orus**, der unter dem Beystand der Kaiser von **Indien** und **China**, sammt allen Dämonen, Riesen und Zauberern von Asien, seine Eroberungen weit umher ausbreitete, und den Persern überaus furchtbar wurde. Dieses Gedicht ist länger als die Iliade; die Charaktere darinn sind manchfaltig und einnehmend; die Figuren kühn und voll Leben; und der Ausdruck durchgängig wohlklingend und edel, rein, und doch voll Feuer. Einige Kunstrichter haben in der Vergleichung des Homer mit den Heldengedichten, die nach ihm erschienen sind, sehr viel Gelehrsamkeit verschwendet; aber man braucht sehr wenig Beurtheilungskraft, um zu sehen, daß kein folgender Dichter, wer er auch sey, mit Genauigkeit mit **Homer** verglichen werden kann. Dieser große Vater der Griechischen Dichtkunst und Litteratur hatte ein zu fruchtbares und umfassendes Genie, als daß seiner Beobach-

tung einer der einnehmenden Theile der Natur hätte entwischen sollen; und die Dichter, die auf ihn gefolgt sind, haben nicht viel mehr gethan, als seine Gemälde abzuschreiben und seinen Gedanken neue Einkleidungen zu geben. Was auch deswegen Eleganz und Raffinement in die Werke der Neuern gebracht haben mag; der Geist und die Erfindungskraft des Homer sind doch beständig ohne Nebenbuhler geblieben. Aus dieser Ursache bin ich weit davon entfernt, behaupten zu wollen, daß unser Persischer Dichter dem Griechischen beykomme; vielmehr ist wirklich ein sehr großer Unterschied zwischen diesen außerordentlichen Männern. Beyde nehmen ihre Bilder aus der Natur selbst, und fangen sie nicht erst durch anhaltendes Nachsinnen, und kopiren keine Aehnlichkeit von einer andern Aehnlichkeit, nach Art der neuern Dichter. Beyde besitzen auf in einem vorzüglichen Grade jene reiche und schöpferische Erfindungskraft, die die wahre Seele der Dichtkunst ist.

So wie die **Perser** ihre poetischen Sylbenmaaße und die Form ihrer Gedichte von den Arabern borgten, eben so bekamen die **Türken**, als sie ihre Waffen in Mesopotamien und Assyrien getragen hatten, ihre Sylbenzahl und ihren Geschmack an der Dichtkunst von den **Persern**.

> Græcia capta ferum victorem cepit, & artes
> Intulit agresti Latio.

Das gefangene Griechenland siegte über seinen wilden Sieger, und führte seine Künste in das bäurische Rom.

Auf eben die Art, wie die Griechischen Werke die Modelle aller Römischen Schriftsteller waren, so wurden auch die Persischen Produkte von Türken nachahmet,

ahmet, die ihre von Natur unfruchtbare Sprache durch eine Anzahl einfacher und zusammengesetzter Worte, die sie aus der Persischen und Arabischen nahmen, beträchtlich verfeinerten und bereicherten. Lady Wortley Montague bemerkt sehr richtig, daß wir noch sehr arm an dergleichen zusammengesetzten Worten wären, die in der Türkischen Sprache so häufig und mit Nachdruck vorkämen. Aber ihre Ausleger verfälschen sie, indem sie eins dieser Worte auslegen, das sie hirschäugig (Stag-eyed) übersetzen, und darunter ein sehr lebhaftes Bild des Feuers und der Gleichgültigkeit (indifference) in den Augen der königlichen Braut verstehen. Allein noch nie ist es einem Asiaten in den Sinn gekommen, die Augen seiner Geliebten mit den Augen eines Hirsches zu vergleichen, oder ein Bild von ihrem Feuer und ihrer Gleichgültigkeit zu geben. Der Sinn der Türken ist, jene Fülle und zugleich jenen sanften und schmachtenden Blick dadurch auszudrücken, der den Augen ihrer schönen Weiber so eigen, und auf keine Weise der unangenehmen Wildheit in den Augen eines Hirsches ähnlich ist. Das Beywort heißt vermuthlich *Ahu Cheshm* *), oder mit den Augen eines jungen Hirschkalbes (Fawn); und ich glaube, daß *Ahu* eben das Thier ist, das die Araber Gazâl, und die Hebräer Zabi nennen, auf welches ihre Dichter beynahe auf jeder Seite anspielen. Ich habe eines dieser Thiere gesehen; es ist eine Art von Antelopen, außerordentlich schön, und hat ungemein schwarze und große Augen.

E 5

*) Dieses Epitheton scheint dem Griechischen ἑλικῶπις zu entsprechen, welches unsere Sprachgelehrten so auslegen: quæ nigris oculis decora est & venusta, die schön ist und schwarze Augen hat. Wenn es erlaubt wäre, Neuerungen in einer todten Sprache zu machen, so würden wir das Türkische Adjektiv durch das Wort δορκῶπις ausdrücken, welches, ich wage es zu sagen, den Griechen selbst angenehm geklungen haben würde.

Augen. Dieses ist eben dieselbe Gattung von Rehen, auf welche Salomon in diesem feinen Gleichniß anspielet: **Deine zwo Brüste sind gleich zwo jungen Zwillingsrehen, die unter Lilien scherzen.**

Ein sehr gebildeter Gelehrter, der vor kurzem sechszehn Oden von **Hafiz**, mit beygefügten gelehrten Anmerkungen, übersetzt hat, tadelt die Türkischen Dichter, daß sie die **Persischen** zu knechtisch nachahmeten. Sie verdienen aber wirklich nicht mehr Tadel, als **Horaz**, der nicht allein die Sylbenmaaße und Ausdrücke der Griechen **nachahmte**, sondern sogar die glänzendsten Stellen des **Alcäus**, **Anakreon** und Anderer, mehrentheils Wort für Wort **übersetzte**. Er nahm vom **Pindar** weniger, als von den übrigen, weil die Wildheit seiner Sylbenmaaße und die Dunkelheit seiner Anspielungen auf keine Weise dem Genie der Lateinischen Sprache angemessen war. Dieses kann vielleicht eine Erläuterung seiner Ode an den **Julius Antonius** geben, der ihm wol angerathen haben mochte, sich in seinen Siegsliedern an den **August** mehr der Manier des **Pindar** zu bedienen. Was sich auch gegen diesen Einwurf noch weiter erinnern ließe, es bleibt doch gewiß, daß das **Türkische** Reich eine große Anzahl von Dichtern hervorgebracht hat. Einige davon hatten in ihrer Art kein geringes Verdienst. Der ebengenannte scharfsinnige Verfasser versichert, daß die Türkischen Satiren des Ruhi Bagdadi sehr heftig und unterhaltend wären, und führet den Anfang einer Satire an, deren Manier mit jener des **Juvenal** viel übereinkomme. Zu Anfange des letzten Jahrhunderts kam zu **Konstantinopel** ein Werk heraus, das die schönsten Gedichte von 549 **Türkischen** Dichtern enthielt. Dieses beweiset wenigstens, daß sie diese Kunst außerordentlich liebten, wir mögen nun von ihrem Fortgange darinn denken, was wir wollen.

Die Abkömmlinge des Tamerlan brachten die Sprache und Dichtkunst der Perser nach Indien, und die Gedichte der Indianischen Dichter sind noch jetzt Nachahmungen von jenen. Das beste ihrer Werke, das durch meine Hände gegangen ist, ist von Huzein, der vor einigen Jahren zu Benares wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften und Gelehrsamkeit in großem Ansehen lebte, und den Engländern, die sich daselbst aufhielten, unter dem Namen des Philosophen bekannt war. Seine Gedichte sind zierlich und munter; eines darunter, auf die Abreise seiner Freunde, könnte sehr gut durch unsere Sprache ausgedrückt werden, aber es ist zu lang, um es in diesen Versuch einzurücken. Die Indianer sind sanft und wollüstig, und dabey listig und falsch, wenigstens gegen die Europäer, die sie freylich, wenn ich die Wahrheit sagen soll, wegen der entgegenstehenden Tugenden, seit etlichen Jahren zu bewundern eben nicht Ursach hatten; aber sie lieben die Dichtkunst sehr, die sie von den Persern lernten, und werden vielleicht noch vor dem Ende dieses Jahrhunderts eine andere fürchterlichere Kunst, die sie von den Engländern lernen wollen, eben so sehr lieben.

Noch muß ich darum bitten, daß man ja nicht glaube, ich habe durch das Lob, das ich den Schriften der Asiaten beylegte, das Verdienst der Griechischen und Lateinischen Gedichte, die in jedem Alter gerecht bewundert worden sind, aufheben wollen; aber den Gedanken kann ich nicht unterdrücken, daß unsere Europäische Dichtkunst bey der beständigen Wiederholung einerley Bilder, und bey unaufhörlichen Anspielungen auf einerley Fabeln gar zu lange verweilt habe, und ich unternahm es vor einigen Jahren, die Wahrheit einzuschärfen: „Daß, wenn die vorzüglichsten Schriften der Asiaten, die auf unsern öffentlichen Bibliotheken befindlich sind,

sind, mit dem gewöhnlichen Vortheil der Anmerkungen und Erläuterungen gedruckt, und die Sprachen der Orientalischen Nationen auf unsern Schulen, wo man sonst jeden andern Zweig nützlicher Kenntnisse vollkommen lehret, studiret würden, sich dem forschenden Geist ein neues und weites Feld eröffnen, wir eine tiefere Einsicht in die Geschichte des menschlichen Herzens bekommen, mit einer neuen Reihe von Bildern und Gleichnissen bereichert, und eine Menge vortrefflicher Produkte an das Licht gebracht werden würden, die künftige Gelehrte erläutern, und künftige Dichter nachahmen könnten.

E -- d.

2.

Kurze Beschreibung des Archipelagus.

(Ein Fragment einer Uebersetzung der breve descrizione dell' arcipelago, e particolarmente delle diciotto isole sottomesse l'anno 1771 al dominio Russo, del Conte Pasch di Krienen. In Livorno 1773. 8. vom Herrn G — i.)

Mit dem Namen des Archipelagus oder Hauptmeeres bezeichnen die Neuern dasjenige Meer, welches die Alten das Aegäische nannten. Diese Benennung bezieht sich nicht sowol auf den Umfang dieses Meeres, als auf die große Gefahr, mit welcher es, der vielen Inseln, Klippen

und

und Sandbänke, imgleichen der Meerbusen und Vorgebirge wegen, von den Schiffern durchsegelt wird.

Der Archipelagus wird in fünf besondere Meere abgetheilt. Diese sind das Kretische, das Carpatische, das Mirtoische, das Ikarische und das Aegäische.

Das Kretische Meer bewässert die heutige Insel Candia, ehemals Kreta, und zwar von Abend bis zu den Inseln.

Das Carpatische erstreckt sich von der Insel Carpatos, jetzt Scarpato, bis zu

Das Mirtoische fängt bey Stampaglia an, und hört bey Niccaria auf.

Das Ikarische wird von den vier Inseln, Niccaria, Andros, Samos und Scio eingeschlossen.

Das Aegäische hebt bey dem Vorgebirge von Negroponte an, geht über Scio weg bis zum Smirnaischen Meerbusen, und endigt bey den Dardanellen. Es bewässert Kleinasien gegen Morgen, und Europa gegen Mitternacht und Abend.

Alle diese Meere, nebst ihren Meerbusen, machen nun zusammen den Archipelagus, oder das Hauptmeer aus. Man kömmt durch zween Kanäle in dasselbe, welche in der Levante insgemein Boggasi genennt werden. Der eine befindet sich östlich, zwischen Kandia und Rhodus; der andre westlich, zwischen gemeldetem Kandia und Morea. Man rechnet den Umfang desselben, die Meerbusen und andern kleinen Winkel für die Schiffe ungerechnet, auf dreyzehnhundert und funfzig Italiänische Meilen. Seine Länge geht vom $35\frac{1}{2}$ bis zum $40\frac{1}{2}$ Grad, oder von Susa, auf der nordlichen Küste von Kandia, bis zur Küste von Rumili,

milj, und erstreckt sich auf 375 Meilen. Die größte Breite vom $42\frac{1}{2}$ bis zum $46\frac{1}{2}$ Grad der Länge macht 300 Meilen aus.

In diesem Umfange befinden sich 67 große und 98 kleine Inseln, 468 Klippen, 146 Sandbänke, und überhaupt über 5000 Felsen und seichte Oerter.

Die berühmtesten unter den Inseln sind die Sporaden, oder die zerstreuten, und die Cykladen, oder die Inseln, welche Delos gleichsam in einem Zirkel umgeben; zusammen hundert fünf und sechzig. Einige aber theilen sie in drey Klassen, und zwar in ein und vierzig Sporaden, ein und zwanzig Cykladen, und sechs und vierzig neutrale. Ihre Anzahl erstreckte sich dennoch nur auf hundert und acht. Doch es ist wahrscheinlich, daß hier nur diejenigen gerechnet sind, welche in alten Zeiten bewohnt waren.

Einige von denselben standen bey den Griechen und Latiern in großem Ansehen, weil sie ihren Göttern und Göttinnen gewidmet waren, als Delos dem Apoll, Draxus dem Bacchus u. s. w.

Nach dem Zeugnisse verschiedener Schriftsteller, waren die Phönicier und die Karier die ersten Bewohner einiger dieser Inseln. Als hierauf der König Minos von Kreta sich zum Herrn des Meers gemacht hatte, schickte er verschiedene Colonien von seinen Unterthanen nach den Cykladischen Inseln, und ließ das Land durch das Loos unter sie austheilen. Auf diese Art bevölkerte er auch den größten Theil der übrigen Inseln. Er unterjochte auch die meisten Staaten auf der Küste von Asien. Dem Vellejus Paterculus zufolge besaßen auch die Jonier und Aeoler, Völker, welche aus Griechenland herstammten, sehr viele von diesen Inseln, bis der Persische König Darius, welcher Griechenland mit Krieg überzog, beynahe alle diese Inseln

seiner

seiner Herrschaft unterwarf, und mit seinem Reiche verband. Sein Sohn Xerxes verlor sie aber wieder.

Auch die Athenienser bemächtigten sich, nach dem Diodor von Sicilien und andern Geschichtschreibern, der Zirkelinseln, als sie mit den Lacedämoniern Krieg führten, welche damals die Herrschaft über das Meer verloren. Nicht weniger unterjochte der große Alexander den größten Theil der gemeldeten Inseln. Hierauf eroberten sie die Römer insgesammt, und behielten sie so lange, bis die Griechischen Kaiser, nach der Theilung des westlichen Reiches, ihren Wohnsitz nach Bizanz, das nachmalige Constantinopel, verlegten, und sich des ganzen Archipelagus bemächtigten. Nach dem Verfall des Morgenländischen Kaiserthums nahmen die Genueser und Venezianer die meisten dieser Inseln in Besitz; einige derselben hatten auch ihre eignen Herzoge und Fürsten. Endlich unterjochten sie die Türken. Nur die Insel Cerigo überließen sie den Venezianern, welche dieselbe noch gegenwärtig besitzen. Doch diese Inseln befanden sich in der Folge oft den Anfällen der Seeräuber ausgesetzt. Viele Einwohner flüchteten deswegen, und dieses zog keine geringere Entvölkerung nach sich. Einige dieser Inseln sind daher nur schlecht, oder gar nicht bewohnt. Sie müssen aber, wenn man nach den Ueberbleibseln und Spuren von Städten und Schlössern mit Tempeln, Statüen, Säulen und andern dergleichen Ueberresten des prächtigen Alterthums, urtheilen soll, zu den Zeiten der Griechischen und Römischen Herrschaft ansehnlich bevölkert und trefflich angebauet gewesen, und nur allmählig ihrer Mutter Griechenland in ihrem Verfalle nachgefolgt seyn. Selbst die heutigen Einwohner dieser Inseln sind in Ansehung ihres Charakters von den alten Griechen verschieden. Unter diesen bewunderte man Meister in allen Künsten und Wissenschaften; unter diesen bedauert man

eine allgemeine Unwissenheit. Allein man darf sich darüber nicht wundern; da sie, mit ihrer ehemaligen Größe unbekannt, von Mangel und Elend niedergedrückt, schmachten, so mußte dieses nothwendig in ihren Sitten eine Veränderung hervorbringen.

Diese Inselbewohner bekennen sich zu dem Griechischen Glauben. Doch hängen die Einwohner von Sina der Römischen Kirche an, und in einigen Inseln werden beyde Religionen ausgeübt. Zwischen den Glaubensgenossen beyder herrscht aber eine solche Erbitterung, daß sie einander aufzureiben wünschten. Daher geschieht es nicht selten, daß sie aus Religionshaß einander bey den Türken verklagen, und einander schwere Auflagen zuziehen, um sich wechselsweise so viel als möglich zu Grunde zu richten. Auf den Inseln, welche mit Festungen versehen sind, wohnen auch Türken, und auf den übrigen befanden sich vor dem letzten Kriege Türkische Kadis, oder Richter, welche von Constantinopel aus dahin gesetzt worden. Die Einwohner männlichen Geschlechts entrichten von ihrem zwölften Jahre an, dem Sultan eine Kopfsteuer, Carag genannt. Ueber dieses haben die Türkischen Begs den Zehnten von den Ländereyen.

Die im allgemeinen glückliche Lage dieser Inseln verursacht einen sanften und gesunden Luftstrich, welcher zu dem langen Leben und der dauerhaften Leibesbeschaffenheit, welche bey diesen rauhen Leuten etwas Gewöhnliches ist, sehr vieles beyträgt. Sie erreichen insgemein das höchste Alter. Ihre Aecker sind von Natur so fruchtbar, daß sie meistentheils ohne Arbeit im Ueberfluß tragen, und ihre Fruchtbarkeit würde noch größer seyn, wenn es ihnen wegen der Entvölkerung nicht an Arbeitern, und den Landbauern nicht an den zum Feldbaue nöthigen Dingen fehlte; ja, wenn nicht die schweren

ren Auflagen, und der Verlust, den dieses Volk aus verschiedenen Ursachen leidet, es nicht in seiner Aemsigkeit muthlos machte.

Die gewöhnlichen Produkten dieser Inseln bestehen in Rokken, Gerste, Bohnen und andern Getreidearten; in allerley rothen und weissen Weinen, in Weintrauben zu Rosinen, Oel, Honig, Wachs, Pignolen, Mandeln, Nüssen, Feigen; es fehlt ihnen auch nicht an vortreflichen Portugiesischen Pomeranzen, Citronen, und allen andern Arten von Früchten. Sie haben auch an zahmen Vieh von aller Art, an Wildpret und an allerley Geflügel einen Ueberfluß. An Fischen ist, wegen der vielen Meerbusen, Häfen und Kanäle, gleichfalls ein großer Ueberfluß vorhanden. Die Ziegen, mit welchen die Felder und Berge angefüllt sind, liefern ihnen Wolle, auch allerley Käse in Menge. Hauptsächlich aber wird auf denselben so viel Seide und Baumwolle gebaut, daß sie, außer dem beträchtlichen Antheile, den sie an Auswärtige überlassen, noch einen großen Vorrath zu Manufakturen übrig behalten, welche einen überaus ansehnlichen Handlungszweig für sie ausmachen. Die Insel Scio zeichnet sich, sowohl wegen der Menge ihrer Fabriken, als wegen der Aemsigkeit ihrer Einwohner hierin am meisten aus. Sie bringt überdieß auch Mastix und Safran hervor. Doch wird der leztere auch auf andern Inseln eingesammlet. Auf einigen wachsen auch Wallonen und andres Bauholz. Es wird auch Harz geschoren und Schwefel gegraben. Salzwerke sind hinlänglich vorhanden. Auch Salpeter und Weinstein könnte gezogen werden, wenn die Einwohner nur wollten. Einige Inseln könnten auch Erze im Ueberfluße liefern. Man findet Marmor und verschiedene andre Steinarten, ingleichen Farbenerden auf denselben, und die vorsehende

Natur hat es diesen Ländern überhaupt an nichts feh- len lassen, was im menschlichen Leben nöthig und nütz- lich ist.

Der Handel blüht nicht nur zwischen den Inseln selbst, ingleichen zwischen ihnen und dem benachbarten festen Lande, sondern alle diese Inseln handeln auch mit den angesehensten Häfen Europens; einige christliche Mächte, und besonders die Franzosen, unterhalten daher auf verschiedenen Inseln ihre Consuls.

Dieß sey vom Archipelagus überhaupt genommen genug gesagt. Die Absicht dieser Schrift ist, eine kurze Beschreibung der achtzehn Inseln zu liefern, welche sich 1771 der Rußischen Kaiserin unterworfen haben. Der Verfasser hat, da er sie als ein genauer Beobachter durchreiset, verschiedene merkwürdige Ueberbleibsel des Al- terthums gefunden, welche einer allgemeinen Aufmerksam- keit würdig sind.

I. Milo.

Diese Insel, welche die Griechen und Latier auch Melos, Biblos, Zephyria, Mimalida, Sinfina, Gior- gia und Acita nannten, liegt zwischen den 36 und 42 Grad der Breite und den 43 und 48 Grad der Länge. Ihr Umfang beträgt ungefähr hundert Italienische Mei- len. Zween Berge von einer beträchtlichen Höhe, welche sich auf ihrer nördlichen Küste befinden, zeigen sie den Schiffern bereits in einer großen Entfernung. Sie war in alten Zeiten eine der vermögendsten, vornehmsten und fruchtbaresten Inseln des Archipelagus. Zuerst bewohn- ten sie die Phönicier und Kreter. Hierauf errichteten die Lacedämonier eine Kolonie auf derselben. Aber die Athener machten ihnen den Besitz derselben streitig, und

behaup-

behaupteten nach einer langen Reihe von Streitigkeiten und Abwechselungen, durch Verrätherey zuletzt die Oberherrschaft über dieselbe. Mit vieler Grausamkeit richteten sie alle Mannspersonen über vierzehn Jahr hin; die Weibspersonen nebst den Kindern machten sie zu Sklaven, und um die Insel von neuem zu bevölkern, schickten sie eine Kolonie von fünfhundert ihrer Landsleute dahin. In der Folge bemächtigten sich die Römer dieser Insel. Diese behaupteten sie eine lange Zeit, und die Insel befand sich unter ihrer Herrschaft in einem so blühenden Zustande, daß sie sogar Kaiserliche Münzen mit ihrem eignen Stempel prägte.

Nach dem Verfall der Griechischen Kaiser beherrschten sie nacheinander die Geschlechter Saundo und Crispo, welche das Herzogthum über den Archipelagus besaßen. Ehe sie unter die Bothmäßigkeit der Otschmannen gerieth, gehorchte sie eine Zeitlang auch den Venezianern. Damals enthielt sie auf funfzigtausend Seelen, welche nicht nur selbst von ihren Produkten lebten, sondern noch andern etwas mittheilen konnten. Jetzt zählt man ihrer kaum tausend, und zwar lauter Griechen, nemlich ungefähr fünfhundert in der Stadt und eben so viel im Kastel. Daß sie vor nicht gar langer Zeit noch gut bevölkert gewesen seyn muß, beweisen die vier und zwanzig Windmühlen, die man daselbst antrift. Neune davon befinden sich in der Stadt, vier gangbare und eilf verdorbene sind im Kastel.

Die Stadt ist auf Europäisch mit Kanälen durchschnitten, welche alle Unreinigkeiten dem Meere zuführen. Diese waren nun seit vielen Jahren verstopft, und die Luft daher immer mehr mit schädlichen Ausdünstungen angefüllt. Dieses zog Krankheiten nach sich, welche eine der vornehmsten Ursachen der Entvölkerung wurden. Mit der Anzahl

der Menschen verminderte sich zugleich die Anzahl der Feuer-
essen. Dieses machte die Luft immer ungesunder. Weni-
ger schädlich ist sie in dem Kastel, welches A Pano-Castro
und von dem gemeinen Volke Sifur genannt wird. Der
Gesundheit am zuträglichsten ist sie gegen Mittag, im In-
nern des Meerbusens, bey einem Vorgebürge, welches die
Griechen Cigraro nennen. Hier wird die Luft mehr
durch die Winde gereinigt. Man bemerkt hier auch die
Spuren einer alten Stadt, die bey den Einwohnern ge-
genwärtig Paleachora, d. i. alte Stadt heißt. In den
Ebenen athmet man, nicht nur wegen der angeführten
Ursachen, sondern auch wegen der benachbarten Gebürge,
welche den nöthigen Strich der Winde verhindern, gleich-
falls eine ungesunde Luft. So sehr es aber auch die-
ser Insel an arbeitenden Händen fehlt, so reich ist sie
demungeachtet an verschiedenen P[illegible]dukten, so daß es
beynahe scheint, als wenn sie von selbst mit ihren Ga-
ben verschwenderisch seyn wollte. Sie war auch wegen
ihrer Fruchtbarkeit in alten Zeiten mehr berühmt.

Ehemals hatten zween Bischöfe, ein Lateinischer und
ein Griechischer, ihren Sitz auf derselben. Es war auch
ein Kapuzinerkloster nebst verschiedenen Griechischen Klö-
stern vorhanden. Jetzt ist aber nur noch ein Vicarius
da, welchen der Römische Hof unterhält, und sowol das
Kapuzinerkloster als andere Klöster sind entweder wüste
oder unbewohnt, und befinden sich nur noch wenige Pa-
pas, oder Griechische Priester, mit eingefallenen oder bau-
fälligen Kirchen daselbst.

Die Regierungsart war vor dem letzten Kriege eben
so, als auf den übrigen den Türken unterworfenen In-
seln beschaffen. Aber zu Anfang des Jahres 1771
verordnete der Admiral Spiridoff (in Abwesenheit des
Grafen Orlovs, welcher die Russische Flotte im Archipe-
lagus

lagus commandirte), daß auf allen den achtzehn Inseln, wel e die Russische Botmäßigkeit erkannten, von den Einwohnern einer jeden derselben zween Syndici und ein Cancellist erwählt werden sollten, um das gemeine Beste zu besorgen. Auf dieser Insel befinden sich vier Syndici; zween in dem Kastele, und zween, nebst dem Cancellisten, in der Stadt.

Die Mannspersonen derselben haben viel Gezwungenes in ihrem Aeußerlichen, und betragen sich gegen Fremde nicht sehr aufrichtig. Das Frauenzimmer ist dienstwillig und mitleidig. Der Eigennutz ist aber sowol von diesen als von jenen die Haupttriebfeder.

Die vornehmsten Produkte dieser Insel sind Rokken, Gerste, und alle Arten von Getreide und Hülsenfrüchten; Wein, Oel, Feigen und allerley Arten von Früchten in Menge; Honig, Wachs, Baumwolle, Schafwolle, Safran. Großes und kleines Vieh giebt es sehr viel. Daher wird eine Menge Käse gemacht und wohlschmeckende Milchspeisen zubereitet. Der Boden ist mit einem Worte so fruchtbar, daß alles Gesäete und Gepflanzte auf eine bewundernswürdige Art gedeihet, und er könnte, wenn er recht bearbeitet würde, hundert und mehr tausend Seelen ernähren.

Man zählt allein zwanzig Bergwerke, welche ehemals bekannt gewesen, aber aus gewissen Ursachen in der Folge verborgen gehalten und verschüttet worden. Ich selbst habe ihrer verschiedene entdeckt; eins von Gold, eins von Silber, eins von Bley, eins von Eisen, ein vermischtes, eins von Alume di rocca, und von grünem und weissem Vitriol, von Sc efel, von Salpeter, von melischer Erde u. s. w. Diese Inselbewohner halten aber dergleichen Gruben lieber verborgen, weil sie

 be-

befürchten, durch ihre Entdeckung sich die Last zuzuziehen, sie für andre bearbeiten zu müssen.

Es giebt auf dieser Insel auch verschiedene warme Quellen, nebst einigen dabey befindlichen Grotten, welche in alten Zeiten statt eines Bades dienten. Es fanden sich bey denselben Kranke, zum Vortheile ihrer Gesundheit, ein. Unter andern trift man gegen Mitternacht, unter dem Schlosse Sifur, nicht weit vom Meere, eine mineralische Quelle an, welche eine purgirende Kraft besitzet, und deren sich die Einwohner, besonders im Monat May, sehr häufig bedienen. Am Fuße eben dieses Schlosses gleichfalls nicht weit vom Meere, giebt es noch ein andres warmes Wasser, Tremithia genannt, welches erkaltet sehr gesund ist. Am Ende des Meerbusens, gegen Mittag findet man unterirdische, wie große Zimmer gebildete, Höhlen, die so warm sind, daß kein künstliches Bad eine größere Wärme geben kann. Noch etwas weiter gegen Süden trifft man gleichfalls einige warme Quellen an, und wenn man in dem Meerbusen wieder zurückgeht, stößt man, einen halben Pistolenschuß von der Küste, auf eine, in welcher Eyer, die man hineintaucht und gleich wieder herausnimmt, hart gesoten werden.

Am Meerbusen findet man auch verschiedene reiche Salzgruben, und zwo sehr einträgliche Fischereyen.

Der Hafen dieser Insel hat seine Einfahrt gegen Mitternacht; seine innere Lage beträgt sechs, und seine Breite drey Meilen. Er hat eine schöne Lage. Dabey ist er bequem und groß genug, um eine der zahlreichsten Flotten zu fassen. In der Mitte hält er über hundert Schritte, von Son Demetrio bis zum Hafen Patrichia 12, 15, bis 20, und so bis ans Ende des Hafens, eben

eben so viel. Die Schiffe können sich daher bequem vor Anker legen.

Verschiedene sowol alte als neue Schriftsteller versichern, dieser Hafen wäre ehedem von drey ansehnlichen Schlössern vertheidigt worden. In der That habe ich auch beym Einfahren, auf der Spitze gegen Mitternacht, die Trümmern eines sehr vesten Kastels bemerkt. Ein anderes niedergerissenes Schloß zeigt sich tiefer hineln, nach San Demetrio zu, und diesem gegenüber sieht man, ausser dem oben gemeldeten Schlosse Sifur, noch die Spuren von einem dritten. So entdeckt man noch verschiedene andre von Beträchtlichkeit, von welchen man Dolam, San Basilio, San Giorgio und Milovecchio nennt. Diese und andre, welche nicht so in die Augen fallen, dienen bloß einigen Hirten zur Zuflucht.

Was die Alterthümer betrifft, so entdeckt man gegen Norden, der Insel Argentiera gegenüber, die Spuren von der berühmten alten Stadt, welche dem Phönicischen Philosophen Thales, von der Nachkommenschaft des Agenors, das Bürgerrecht verlieh. Man sieht auch Trümmern, welche auf ein schönes und starkes Schloß rathen lassen. Die Inselbewohner nennen diese Stadt Acomia, und leiten diesen Namen von der Zeit her, da die Athener alle Einwohner ermordeten, und dabey in ihrer Sprache frugen; Ine Acomi?

Man bewundert auf der nördlichen Spitze der westlichen Küste die Ruinen des ehemaligen kostbaren Tempels der Cybele, der in der alten Geschichte, wegen der großen Menge der Edelsteine, womit er gezieret war, unter die reichsten und prächtigsten gerechnet wurde. So sieht man auch noch die Spuren des alten vortreflichen Grabmahls, in welchem, wie einige Schriftsteller behaupten,

haupten, die Asche des Athenischen Königs Menestheus, des Bruders des Demonphontes und Sohns des Theseus, welcher auf dem Rückwege von Troja von einem Sturm überfallen, hier sein Leben endigte.

Um Milo her liegen viele Klippen und andre kleinere Inseln, unter welchen Argentiera, von der wir sogleich reden werden, die vornehmste ist. Die andern sind Polina (gemeiniglich nur Polino genannt) und Antimilo. Letztere ist sechzehn Meilen im Umfange groß, und sie hat drey Vorgebürge, die sie abtheilen. Sie ist aber durchaus bergigt und wüste; ich halte es daher nicht für nöthig, mehr von ihr zu sagen. Ich will nur soviel bemerken, daß ich sie zweymal besuchte. Das erstemal ließ ich, um einige Alterthümer zu entdecken, eine Menge Sträuche abbrennen, und ich sah das zweytemal einige niedergerissene Schlösser und Bezirke von Oertern, welche mit Mauern umgeben waren. Auf dem höchsten Theile der Insel erblickte ich noch ein Schloß, mit einer großen mit Wasser angefüllten Cisterne, zu welcher sich die wilden Ziegen (welche mit unsern Europäischen Gemsen viel Aehnlichkeit haben) nebst andern Thieren sich hin begeben, um zu trinken. Es gelang mir, eine von diesen Ziegen lebendig zu fangen. Ich brachte sie nach Argentiera, und machte den Söhnen des Französischen Viceconsuls, Herrn Paul Brest, ein Geschenk damit. Das Thier wurde so zahm, daß es wie ein Hund hinter ihnen herlief. Man wird auf dieser Insel auch Ueberbleibsel von alten Häusern, nebst einer eingerissenen Kirche gewahr; lauter Beweise, daß sie ehemals bewohnt gewesen. Der Insel Milo gegen Mittag liegt endlich noch die kleine Insel, Prassonissi genannt, welche gleichfalls ganz unfruchtbar ist. Sie verdient eben so wenig als die Felsen Pettini und

Pazi-

Parimadi, ingleichen die drey kleinen Inseln Eines weiter erwähnt zu werden.

Argentiera.

Diese Insel, welche die alten und neuern Griechen Kimilo, die Europäer aber Argentiera nennen, liegt, ganz nahe bey Milo, gegen Greco-Tramontana, unter 43 bis 52° der Länge, und 36 bis 48° der Breite. Ihr Umfang begreift achtzehn Meilen. Sie hat eine gute Lage und eine gesunde Luft, und es ist daher wahrscheinlich, daß sie so wie andere sehr bevölkert gewesen.

Ihre jetzigen Einwohner haben eine Sage, daß ihre ersten Anbauer aus zwölf Familien bestanden hätten, welche von Sifanto hierher versetzt worden, weil sich einige von ihren Frauenzimmern zu frey aufgeführt hätten. Diese Leute fiengen, wie man weiter erzählt, den Bau eines Schlosses an. Sie wurden aber, ehe sie denselben vollendeten, gewahr, daß dieses Schloß gerade ihrem Vaterlande im Gesichte lag. Also zogen sie, um sich eine unangenehme Erinnerung zu ersparen, weiter herunter, und baueten an dem Orte, wo jetzt das Schloß steht, ihre Wohnungen. Daher heißt noch immer jene Anhöhe, über die sie damals fortwanderten, Klapso-Vuno, das ist, Thränenburg.

Nachdem sich nun diese Kolonisten auf diese Art niedergelassen hatten, so vermehrten sie sich, wie es scheint, in der Folge auch gegen Mittag, der auf der Insel Milo gelegenen Stadt Ancomia gegenüber. Dieses beweisen die Ruinen eines Dammes, welcher in das Meer gerückt und von großen Steinen erbaut war, denn man sieht hieraus, daß hier ein durch eine Vestung vertheidigter Hafen gewesen ist. Heutzutage ist

 die

die Bevölkerung dieser Insel sehr gering, und man rechnet nicht mehr als siebenhundert Seelen, welche in einem mittelmäßig befestigten Orte von zweyhundert kleinen Häusern, und zwölf Griechischen Kirchen wohnen. Die Frauenzimmer machen die größere Anzahl der Einwohner aus, denn man zählt nicht mehr als dreyhundert Männer und Kinder.

Der Boden dieser Insel könnte, wenn er fleißig bearbeitet würde, auf zehntausend Menschen ernähren. In der That beweisen auch die Männer, welche das Feld abtheilen, die Häuser, die Klöster der Griechen, und ein Wirthshaus der Kappuziner, welches bis auf den Grund zerstört ist, daß diese Insel ehedem sehr bevölkert war.

Gegenwärtig haben die Lateiner, deren sehr wenig sind, einen Vicarius, welcher den Gottesdienst in der vor dem Orte gelegenen kleinen Kirche, die zu dem gemeldeten Wirthshause der Kappuziner gehörte, besorgt. Bey derselben stehen einige Häuser, die ziemlich baufällig sind, ingleichen sechs gangbare und drey ungangbare Mühlen; es sind aber keine Einwohner da. Im Orte haben die Griechen einen Bischof und zween Syndici.

Den gegen Abend gelegenen Hafen, Iston Ahlo Minas genannt, rechnet man auf dreyviertel Meilen im Umfange, und er ist wegen seiner geringen Tiefe eigentlich mehr für einen Teich zu halten. Daher ist er auch für Europäische Schiffe, welche zuweilen aus Mangel an Lebensmitteln oder Wasser hier anländen, nicht sehr bequem, und sie finden es für rathsamer, zwischen dieser Insel und dem Felsen St. Eustachius, in dem Kanal, welcher sich zwischen Argentiera und Polina befindet, sich vor Anker zu legen. —

Auf

Auf Argentiera ist die bekannte Silbergrube, weswegen ihr die Europäer den Nahmen der Silberinsel (isola argentiera) beygelegt haben. Es fehlt auch nicht an andern Erzgruben, welche aber wenig oder gar nicht beträchtlich sind.

Von Alterthümern sieht man nichts als das zerstörte Schloß auf einer Anhöhe. Etwas weiter gegen Abend, auf der kleinen Insel Sant' Andrea genannt, bemerkt man einige Cisternen, und verschiedene Trümmer, als gegen Mittag die von einem Thurme (auf dem oben beschriebenen Damme etwas abgerückt) in welchem, wie erzählt wird, das aus der gemeldeten Silbergrube gewonnene Silber verarbeitet wurde.

Nicht weit von Argentiera, gegen Mittag, erblickt man die kleine St. Georgeninsel, auf welcher bloß ein diesem Heiligen gewidmetes Kloster steht, dessen Kalojero oder Papas zu Argentiera wohnt.

Auf der Abendseite befindet sich der obengedachte St. Eustachinsfelsen, mit den Trümmern zweyer Griechischen und einer Lateinischen Kirche, und nach eben dieser Gegend liegt die gleichfalls schon erwähnte Insel Polino, auf welcher man weiter nichts als einen Hirten und ein unbewohntes Kloster antrift. Die Insel ist ganz unfruchtbar, und sie wird daher auch die verbrannte Insel genannt. Eine schätzbare Ader von feinem Karniol ist ihr einziger Vorzug. Von andern ähnlichen kleinen Felsen ist es unnöthig zu reden.

Pollicandro.

Ungeachtet diese Insel bald Sideria, bald Polingos, und jetzt Pollicandros genennt wird, so behauptet man demungeachtet nichtsdestoweniger, als daß sie das alte Φελεγανδρος des Plinius, Strabo und Stephanus des

des Erdbeschreibers sey, und von Pholeogandros, einem der Söhne des Minos, ihren Namen bekommen habe. Sie liegt unter 44° 13¹ der Länge und zwischen dem 36 und 37° der Breite, und hat acht und zwanzig Meilen im Umfange. Sie hatte ehedem verschiedene Städte und ansehnliche Schlösser. Dieses erhellt aus ihren Ruinen, und besonders aus des zerstörten Schlosses Polyegos, auf dem Gipfel eines der gegen Nordwesten gelegenen Berge, von dem man fast alle Inseln des Archipelagus übersehen kann. Hier erhalten sich noch zwey kleine Kirchen zur Verwunderung.

Von den vielen Dörfern, welche ehemals auf dieser Insel waren, ist jetzt kein einziges mehr übrig, und von seinen Schlössern steht nur noch das kleine, welches von der nächsten Küste der beyden südlichen Häfen drey Meilen weit ist, und wo jetzt nicht mehr als hundert Häuser und ungefähr siebenhundert Einwohner, nebst drey wohl eingerichteten Kirchen und zwey schön gebauten Klöstern vorhanden sind. Eins der letztern ist der heiligen Jungfrau gewidmet. In dem kleinen Garten desselben sieht man, unter andern Statüen, eine von Marmor ohne Kopf, aber von vortreflicher Bildhauerarbeit. Das andre Kloster ist dem heiligen Johannes gewidmet, und es besaßen es ehedem einige andächtige Weibspersonen.

Außer der gemeldeten Anzahl von Einwohnern giebt es, wenige Hirten ausgenommen, auf der ganzen Insel keine mehr, obgleich noch acht Mühlen vorhanden sind. Die Regierung führen vier eingeborne Syndici.

Die Insel ist bergigt und steinigt, und schickt sich also nicht gut zum Ackerbau. Uebrigens wässern sie einige angenehme Bäche, und sie könnte, wenn ihr der Fleiß erfahrner Feldbauer zu Hülfe käme, einer üblen Naturbeschaffenheit ungeachtet, für zehntausend Menschen die nöthige

thige Nahrung hervorbringen. Denn sie ist mit einer großen Anzahl von Vieh versehen, welche Butter und Käse, welche für die vorzüglichsten im ganzen Archipelagus gehalten werden, im Ueberfluße liefern. Es fehlt in der That nicht an Korn und andern Lebensmitteln, imgleichen an Wein und andern nothwendigen Bedürfnissen. Außer dem Geflügel giebt es Hammel, Schaafe und Ziegen, welche viele Wolle geben, in Menge; es wird auch Honig, Wachs, Baumwolle u. d. m. gewonnen.

Die Einwohner beweisen sich im Umgange mit den Fremden artig und höflich, und das Frauenzimmer ist ziemlich reizend, ansehnlich und wohlgebildet.

Die auf der nördlichen und südlichen Küste befindlichen Hafen haben eine sehr bequeme Lage, und sie sind für Handlungsschiffe sicher genug. Aber die Mainotten und andere Seeräuber, welche sich in denselben versteckten, um die Schiffe zu berauben und die Leute auf denselben ums Leben zu bringen, erregten seit einiger Zeit eine große Furcht für denselben. Die Schiffer nahmen daher nur im Fall der höchsten Noth ihre Zuflucht in dieselben Häfen. Der beste unter ihnen liegt fünf Meilen von der Festung gegen Nordwesten.

Erzgruben habe ich nicht entdecken können. Von Alterthümern sieht man auf der nach Norden gelegenen Landspitze den Tempel der Latona, wo diese Göttin, noch ehe sie den Apollo und die Diana zur Welt brachte, sich verborgen haben soll. Sodann befindet sich unter dem höchsten und steilsten Berge, auf welchen das Schloß Polyegos steht, gegen Mitternacht eine Grotte, Krißo-Spiglia, das ist, Goldhöle genannt, welche, wie mir einer der Inselbewohner versicherte, besondere Merkwürdigkeiten enthält. Allein es ist unmöglich hinunterzustei-

zusteigen, weil man auf der äussern Seite des Berges über eine drey Viertelstunden lange Treppe gehen muß, welche die Heidnischen Einwohner, auf eine unbegreifliche Art, senkrecht angelegt haben. Von einer Entfernung zur andern fehlen bald sechs, bald sieben Stufen. Wenn man daher auf diesen Stufen, welche einer mittelmäßigen Hand breit sind, einen Fehltritt thut, so läuft man die größte Gefahr, von einer erschrecklich steilen Höhe in das Meer zu stürzen. Ich ließ mich aber durch diese Erzählung nicht gleich abschrecken, sondern erkundigte mich nur, ob man nicht wüßte, daß es jemand gewagt hätte, hinunterzusteigen. Man antwortete mir, es wäre ein einziger Mann, Namens Mikali von Spirido auf der Insel, der diese Verwegenheit gehabt hätte. Ich unterredte mich hierauf mit ihm, und er bestätigte dasjenige, was mir die andern gesagt hatten. Ich gewann diesen Mann durch die Mittel, welche bey eigennützigen Gemüthern wirksam sind, und wir machten uns nach den Berg zu auf den Weg. Es begleiteten uns der Bediente des Primaten Giorgiaki Gripari, mit Namen Meneos Pizzini, ingleichen der Schiffer meiner kleinen Barke, Antonacchi Vida von Nio. Als wir angekommen waren, fiengen wir mit unsäglicher Mühe zu steigen an, und kaum hatten wir ein Drittel des Wegs zurückgelegt, als ich einsah, welcher schrecklichen Gefahr ich mich ausgesetzt hatte, denn ich glaube in der That, daß kein stellerer Abstieg möglich ist. Doch ich mußte deswegen ohne Aufhören bis ans Ende fortsetzen, weil es unmöglich ist, über die fehlenden Stufen wieder zurückzukehren. Als ich nun so fortkletterte, stieß ich auf der Hälfte des Weges auf einen viereckigten Raum, welcher fünf oder sechs Menschen fassen konnte, und ich erblickte hier einen Marmorklotz mit der folgenden Aufschrift, die ich treulich abgeschrieben habe.

ΘΙΕΣΜΕΝΗ

ΘΙΕΣΜΕΝΗ
ΔΕΙΣΙΑΚΑΜΗΔΡΙΕΛΑΖΑΝΕΑΥΜΗΝ
ΕΥΕΑΡΕΡΑΚΑΙΤΕΔΕΣΙΑΣΘΗΡΑΜΕΝΟΥ
ΤΟΝΑΔΕΛΦΑΝΤΙΜΑΣΙΔΙΔΙΚΑΝΘΕΙΕΣ

Als wir hierauf fortfuhren, suchte hinunterzusteigen, fanden wir uns endlich, mit Gottes Hülfe, unten. Ehe ich in die Höle oder Grotte gieng, verabredete ich es mit einigen Fischern, welche ich von ungefähr in der Gegend gewahr wurde, daß sie da still halten sollten, um uns im Nothfall, besonders wenn jemand von uns in das von der Grotte auf funfzig Schritte entfernte Meer fallen sollte, zu Hülfe eilen könnten, und sie versprachen es mir auch. Wir traten hierauf mit Fackeln in die Grotte, und erblickten gleich beym Eintritt zwey wie Cisternen gebaute Behälter, und tiefer hinein zur linken eine länglichtviereckigte Urne, welche ungefähr zwey Boccin reines und gutes Wasser zu enthalten schien. Aber wir konnten sie, aller Versuche ungeachtet, nicht ausleeren, und ich glaube, daß es auch sonst niemand kann, denn es quillt, indem man es ausleert, gleich wieder hervor, und man kann nicht auf die Spur kommen, wo es hereindringt.

Ich fand hierauf in dieser Grotte ein altes Denkmahl, auf dessen Deckel mit großen Buchstaben geschrieben stand

ΤΘΓ

Demselben, welches vier Finger dick war, gegenüber las man folgendes:

Ο ΔΗΜΟΣ

Ο ΔΗΜΟΣ ΚΑΙ Ο ΙΕΡΕΥΣ ΤΙΜΗΣ ΣΩΣΙΤΕ ΛΑΟΥΕ ΤΙΒΕΡΙΟΝ ΚΑΙΣΑΡΑ ΘΕΟΝ ΣΕΒΑΣΤΟΝ ΘΕΟΥ ΣΕΒΑΣΤΟΥ ΥΙΟΝ

Als dieser viereckigte Deckel oder Stein, der die Urne bedeckte, weggehoben worden, fand ich nachfolgende Dinge.

Eine Statüe ohne Kopf von mittlerer Größe.

Ein mit Lorbeern umwundener Kopf von Stein.

Eine Lampe, oder vielmehr eine sogenannte ewige Lampe, mit ihrem oben durchlöcherten Deckel; beyde Stücke von Orientalischen Alabaster.

Eine andre etwas kleinere Lampe von einer andern Gestalt, und von einem schwärzlichen Steine. Auf derselben stand mit halberhabener Schrift: FORTIS.

Eine verrostete Lanze und ein Schreibgriffel von einer gewissen Materie, die in Marmor schneidet.

Eine kupferne Münze mit dem Kopfe des Caligula, von mittlerer Größe, mit folgender Umschrift:

C. CAESAR AVG GERMANICUS. PONT. M TR. POT.

Auf der Rückseite erblickte man das Bildniß der Göttin Vesta, mit dem Worte VESTA, und auf beyden Seiten S. C.

Ein Karniol für einen Ring, mit zwey geflügelten Figuren, die dem Cupido ähnlich sind, und sich die Hände geben wollen.

Alle

Alle diese Sachen sammelte ich, und sie wurden, da ich die Fischer mit der Barke sich hatte nähern lassen, mit Seilen hinuntergelassen, und wir stiegen hierauf, dem Himmel sey Dank, gleichfalls ohne Schaden hinab. Indessen kam es mir beynahe wie ein Traum vor, der Gefahr entgangen zu seyn, denn ich sah nun ein, daß ich ohne Vergleich mehr gewagt hatte, als ich mir vorstellte und mir vorstellen konnte. In der That waren auch die Leute, als ich mit diesen Sachen, den treuen Zeugen meines wunderbaren Abentheuers, wieder zu Hause anlangte, voller Verwunderung und Erstaunen, denn sie hielten uns schon alle völlig für verloren, und ich selbst schäme mich nicht zu gestehen, daß ich mich aller Reichthümer der Welt wegen nicht aufs neue einer solchen Gefahr aussetzen möchte. Ich merkte erst, nachdem alles geschehen war, daß man von der Seite des Meeres weit leichter zu diesem Orte gelangen könnte. Man müßte nemlich in einen Kahn so nahe als möglich sich dem Ufer nähern, und hierauf zwey oder drey Männer vermittelst unter ihre Arme befestigter Stricke, welche eben so viele oben stehende anzögen, hinaufklettern lassen.

Sichino.

Diese Insel, welche ehedem Sicandro hieß, und jetzt Sichino genennt wird, liegt unter dem 42° 22′ der Länge, und dem 36° 42′ der Breite, und ihr Umfang erstreckt sich auf 15 Meilen. Sie liegt nicht weit von Policandro gegen Norden. Weil sie viel bergigter und felsigter als diese ist, und keinen zur Handlung bequemen Hafen hat, so fehlt es ihr an Einwohnern, und es leben gegenwärtig nicht mehr als 700 Seelen auf derselben, deren Häuser aber schöner als auf den übrigen Inseln gebaut sind.

Man sieht die Trümmern zweyer ehemaligen Festungen, deren Namen aber nicht recht bekannt sind. Doch sagte mir ein Calojero, daß die Ruinen, die man mitten auf der Insel antrift, die Ueberbleibsel der in der Griechischen Geschichte so berühmten Stadt Tripolis seyn sollen.

Gegen Westnorden erblickt man einen von den Heidnischen Einwohnern gebauten Tempel, welcher Episcopia genennt wird. Er dient jetzt zur Kirche, und er ist wirklich sehenswürdig, weil er außer der alten Pracht, die man in demselben gewahr wird, nicht nur Gemächer über, sondern auch unter der Erde hat. An den Mauern über der Erde sieht man zwey große Marmortafeln mit Schrift, die aber unleserlich ist. Denn die Calojeri haben sie verschiedenemal nebst der Wand mit Kalk überzogen, und die Inschriften hierdurch verdunkelt. Doch versicherte mir der Bischof von Sifanto, daß man vor einigen Jahren (vermuthlich ehe sie übertüncht waren) so viel sehen konnte, daß dieser Tempel siebenhundert Jahr vor unserer Zeitrechnung gebaut worden.

Das Bewundernswürdigste ist, daß diese Insel, ungeachtet ihrer bergigten Lage, den besten Rokken im ganzen Archipelagus hervorbringt. Die Einwohner besitzen einige Mühlen, verschiedene Gärten und eine Menge Feigenbäume. Sie wird, eben so wie die andern, von zwey eignen Syndicen regiert.

Bey derselben liegt gegen Abend die kleine Insel Cardia, welche gegenwärtig ganz wüste ist, indem sich bloß ein Hirte mit einigen Vieh auf derselben aufhält. Es steht bloß ein zerstörter Thurm auf derselben, und zwar am nördlichen Ende, welcher zur Bewachung dieses

ses kleinen, und der benachbarten wüsten und völlig unbewohnten Oerter, von denen nichts zu sagen, erbaut zu seyn scheint.

Nio.

Diese bey den Neuern sogenannte Insel wurde von den Alten Jos, Oliaron und Quiniminio genennt. Sie liegt unter dem 44° 33′ der Länge, und dem 36° 44′ der Breite. Ihr Umfang beträgt ungefähr 40 Meilen, und ihre Gestalt ist einer Taube mit ausgebreiteten Flügeln ähnlich.

Marco Saundo, der erste Herzog von Naxia, vereinigte Nio mit seinem Herzogthume. Johann Crispo, der zwölfte Herzog, der es seinem Bruder, dem Fürsten Marco, überließ, trennte es wieder von demselben. Marco legte eine Festung auf dieser Insel an, und verwandelte sie aus einer Wüste in einen volkreichen und blühenden Aufenthalt. Hierauf gab er sie seiner einzigen Tochter Adriana, welche mit dem edlen Venetianer, Ludewig Pisani, vermählt wurde, zum Heyrathsgute mit, und auf diese Art kam Nio an die Familie Pisani.

Jetzt, da sie, so wie die übrigen, unter der Osmanischen Regierung lebt, zählt man nicht mehr als tausend vierhundert Seelen auf derselben, die Hirten und die Bauern, welche hier und da auf dem Felde und zwischen den Bergen wohnen, um das Land zu bearbeiten und das Vieh zu hüten, mit eingerechnet. Der Ort, der sich in Ansehung der Häuser am meisten auszeichnet, liegt gegen Mittag, wo man die Trümmern eines alten Schlosses, nebst einem Flecken von ungefähr dreyhundert Häusern und funfzehn Mühlen antrifft.

Das mit Felsen und Hügeln besetzte Land wird von einer Menge Bäche wohlthätig durchwässert, und es hat deswegen an allerley Arten von Getreide und Früchten einen Ueberfluß. Doch trifft man auch große und fruchtbare Ebenen an, und zwar eine gegen Mittag, welche in der That reizend ist, eine gegen Mitternacht, A pano campo genannt, und eine gegen Nordwesten, die andern kleinern ungerechnet. Es giebt auch Thäler, die sich zum Ackerbau schicken, und die ganze Insel überhaupt könnte, wenn sie recht angebaut wäre, auf funfzehntausend Seelen ernähren. Baumwolle bringt sie besonders in so vorzüglicher Güte und Menge vor, daß, ausser derjenigen, die man zu Strümpfen und Mützen verarbeitet, womit sie nicht nur die Türkey, sondern auch andre Länder versieht, noch viele roh nach Europa ausgeführt wird. Man könnte auch sehr viel Oel gewinnen, wenn man die vielen wilden Oelbäume, die man in kurzer Zeit und mit leichter Mühe fruchtbar machen könnte, veredeln wollte. An Holz ist übrigens ein Ueberfluß vorhanden, und dieses giebt zu einem Handel, besonders mit der Insel Santorini, der es unter allen Inseln am meisten daran fehlt, Gelegenheit.

Die Aufführung dieser Inbewohner ist, vier oder fünf Familien, welche eine gute Erziehung haben, ausgenommen, plump und unhöflich. Die Frauenzimmer sind schön und angenehm, aber auf eine so lächerliche Art gekleidet, daß sie die Augen der Europäer wie Masken vorkommen.

Die Regierung der Insel verwalten vier Syndici. Es ist nur eine aus Frankreich herstammende Familie hier, welche sich zur Römischen Kirche bekennt. Diese hat eine kleine Kirche, und es wird vom Päbstlichen Hofe

Hofe ein Vicarius unterhalten. Alle übrigen Einwohner bekennen sich zur Griechischen Religion, und es giebt zwischen dem Flecken und dem Felde wohl auf zweyhundert Kirchen, welche in ältern Zeiten erbaut worden; ein augenscheinlicher Beweis, daß die Insel ehedem, statt eines einzigen Fleckens, viele Dörfer enthalten mußte.

Ihr vornehmster Hafen ist, seines kleinen Umfangs ungeachtet, zu schätzen. Man kömmt von Süden und Südwesten in denselben. Einen andern trifft man gegen Süden an. Mitten in demselben erstreckt sich, so zu sagen, ein Sporn, wie ein Damm von großen Steinen gebaut, ins Meer. Am Ende desselben erblickt man eine Art von viereckigten Grunde eines Thurms, welcher vor Alters dagestanden zu seyn scheint. Auf der Abendseite, nahe bey dem zerstörten Schlosse St. Georg ist ein andrer kleiner Hafen, Manganari genannt, welcher aber nur kleine Barken dient. Außer den Mündungen desselben sieht man auf einem kleinen Felsen die Ueberbleibsel eines Thurms, nebst überaus großen viereckigten Steinen, von welchen er gebaut gewesen zu seyn scheint. Auf seiner Spitze stand vermuthlich die marmorne Kugel, die man noch liegen sieht.

Es sollen, wie man vorgiebt, auf dieser Insel ehemals warme Quellen zum Baden vorhanden gewesen seyn, und wirklich sieht man auch noch die Spuren derselben bey einem schmalen Busen, auf der Abendküste rechter Hand, an welche der Grund des zerstörten Schlosses Duris stößt. Auf der äußersten Seite gegen Mittag entdeckt man die Trümmern des Schlosses Quinimiuto. Zwischen diesem und dem Flecken liegt ein Kloster, welches nach Amorgo gehört, und bloß von zwey Calojeri bewohnt wird.

 Ueber-

Ueberaus berühmt ist diese Insel zu allen Zeiten wegen des Gerüchtes gewesen, daß auf ihr das Grab des unsterblichen Homers verborgen wäre. Strabo, Plinius und Pausanias reden von diesem Grabe. Herodot, dem man die Lebensgeschichte des Homers zuschreibt, und Plutarch führen sogar die Aufschrift an. Alle stimmen darinn überein, daß dieser berühmte Dichter auf dem Wege von Samos nach Athen auf der Insel Jos angeländet und hier gestorben sey. Man errichtete ihm ein Grabmahl, aber die Aufschrift desselben wurde erst lange Zeit hernach eingehauen. Es war, wie Pausanias hinzusetzt, auch das Grab der Mutter des Homers daselbst vorhanden, und er berichtet, daß nach einem alten Orakel, welcher auf eine Säule, die die Statüe des Homers trug, eingegraben war, seine Mutter von Jos gebürtig gewesen.

3.

Auch ein Vorschlag, dem Nachdruck der Bücher zu steuern.

In Sachsen klagt man, — Autoren und Verleger — daß der Büchernachdruck so sehr überhand genommen habe, und die Schwaben haben eine Gegenklage, daß die Preise der in Sachsen verlegten Bücher so unerhört hoch seyen, und in diesem Fall haben beyde Theile Recht. Ich habe die Gewissen meiner Landsleute nicht geprüft, ob sie den Nachdruck an sich für recht- oder unrechtmäßig halten, aber wenn auch das letztere ist, so

so weis ich doch, daß mancher in seinem Herzen demselben die Ausbreitung manches nüzlichen aber theuren Buchs dankt. Ich halte die hohen Preise der Bücher für eine Hauptquelle, warum — eh die Nachdrücke aufkamen — hier zu Land weit weniger als in den nördlichen Provinzen Deutschlands gelesen worden ist. Man kennt hingegen jezt im kleinsten Städchen die besten deutschen Schriftsteller, und kauft sie für den wohlfeilen Preis des Nachdruckers, wo man sonst außer der Bibel, und wenigen Erbauungsbüchern kein ander Buch zu sehen bekam. Man will lesen, aber man hat das Geld der Sachsen nicht, für eine kleine Büchersammlung eine große Summe zu verwenden.

Es haben unterschiedliche Biedermänner gegen diese Dieberey geeifert, und ich wünsche mit ihnen, etwas dazu beytragen zu können, daß dem Uebel mög' abgeholfen werden, und die Hyder **Gewinnsucht** einen Stoß bekomme. Man hat mir zwar, so viel ich weis, noch nichts nachgedruckt, um desto eher, und ohne den Schein der Partheylichkeit vor mir zu haben, kann ich also einen Vorschlag gegen den Nachdruck wagen.

Bürgers Projekt ist gut gemeynt, aber leider — nicht praktikabel. Die Buchhändler werden wissen **warum?** Nur eins anzuführen, das mir in seinem Aufsatz besonders aufgefallen ist; **er nimmt die Preise der Nachdrucker zu hoch an.** Wenn ich mich recht erinnere, so meynt er, der Nachdrucker geb' ein Buch halb so theuer als der rechtmäßige Verleger. Aber hier hat sich Freund **Bürger** mächtig verstossen. Z. E. seine Gedichte kosten 1 Thlr. Subscriptionspreis; (oder fl. 1, 48 Kreuzer,) allein der Nachdrucker giebt sie vor 24 Kreuzer, folglich profitirt der schwäbische Leser allein an diesem Buch fl. 1, 24 Kr. Herrmann und Ulrike kostet 4 Thlr. also fast fl. 8 im Reich, und der Nachdruck: fl. 1, 30 Kr. — Das Alphabet kostet beym

Nachdrucker allzeit 24 Kreuzer. Würden nun nur 12 Artikel den verbündeten Buchhändlern nachgedruckt, und die Assecuranzkasse müßte, zufolge seines Vorschlags, jedem seinen Schaden ersezen; so ist es augenscheinlich, daß sie in gar kurzer Zeit banquerot würde, und die Raubvögel lachten sich ins Fäustgen.

Aber wie wär es, wenn etliche Buchhändler, die dem Nachdruck am meisten ausgesezt sind, zusammenträten, und ein Buch, das sie in Sachsen drucken, zu gleicher Zeit auch in Schwaben drucken ließen? Der Druck in Sachsen sicherte sie vor Schaden, und gäb' ihnen ansehnlichen Profit, wie sonst. In Schwaben aber könnte nun kein Nachdruck kommen, weil der Verleger die hier gedruckten Exemplare um den Nachdruckerpreis gäbe, und wer sollte sie dann nicht lieber von ihm als von diesem kaufen? — Mit diesem Vortheil wäre noch einer verknüpft. Unsre Buchhändler nehmen gemeiniglich wenig Exemplare eines Buchs mit von der Messe. Hat es keinen Abgang, — gut; so sind sie gedeckt, im Gegentheil aber ist es höchst verdrüßlich, immer zu hören: „es ist gerad ausgegangen," und oft 6, 8 oder mehrere Wochen warten zu müssen, bis man endlich das sehnlich gewünschte Buch erhalten kann. Wäre nun aber so ein Kommissionär hier zu Land; so profitirte der Verleger den Absaz, der Käufer das Porto, und die schnellere Befriedigung seines Wunsches, und das ganze schwäbische Publikum, daß Lektüre unter demselben weit schneller, wohlfeiler und auf eine ehrlichere Weise ausgebreitet würde. — Der Plaz, an dem eine solche Bücherkommission angelegt werden kann, ist nichts weniger als gleichgültig. Es mus 1) kein Buchhändler da wohnen, und doch mus der Kommissionär mitten innen unter Buchhändlern seyn, damit er die Korrespondenten sei-

seiner Prinzipale geschwind genug mit Exemplare verse-
hen kann. 2) Der Ort mus nicht zu weit von den
grösten Nachdruckern entfernt seyn, damit man auf die-
se ein wachsames Auge habe, und ihren Raubereyen ge-
schwind genug einen Damm seze.

Eine Einwendung, die man etwa machen könnte,
mus ich doch anführen, sie ist aber leicht zu beantwor-
ten. „Die Käufer in Sachsen werden alsdann lieber
die in Schwaben gedruckte Exemplare kaufen, und die
andere Auflage liegen lassen.“ Dieses hat der Verle-
ger auch bey Nachdrücken zu befürchten, die warlich so
gut in Ober- und Niedersachsen, als in Schwaben, gang-
bar sind. Zudem ist es ja nicht nötig, daß der Verle-
ger diese Exemplare auf die Messe bringe, und seine
schwäbische Korrespondenten würden nur angewiesen: dies
Buch könnt ihr bey N N in N haben. — Aber „so
wird ja der Verleger selbst zum Nachdrucker?“ — Nein.
Das erhandelte Mannscript ist ja sein Gut, und wenn
ers auf zweyerley Art, in noch so grosser Menge dru-
cken läßt, und er ist deßhalb mit seinem Autor übereinge-
kommen; so hat ja kein Dritter drein zu reden. Qui
suo iure utitur, nemini facit iniuriam.

Ich habe hier einen ehrlichen arbeitsamen Buchdru-
cker, der dem Geschäft gewachsen wäre. Treten fürs
erste nur drey Buchhändler zusammen, oder gefällt es
einem, das Projekt zu versuchen, — wolan! mit einer
kleinen Unterstüzung ist seine Druckerey vollkommen ver-
bessert, und auf seine Billigkeit können sich die Verleger
verlassen. Gutes reines Papier können wir wohlfeil
und überflüßig bekommen, auch lauft keiner Gefahr,
daß sein Autor durch eine allsehende Censur castrirt oder
sonst gekränkt werde.

Ich erbiete mich, wenn einer oder der andre der sächsischen Herren Buchhändler einen Versuch machen will, mit ihm darüber zu korrespondiren, nur bitt' ich mir die Briefe postfrey aus, da ich weiter keinen besondern Nuzen habe, sondern nur fürs Wohl des Publikums arbeite, dies aber bekanntlich nichts bezalt. Mich dünkt, mein Vorschlag sey ganz praktikabel, und die Erfahrung lehrt, (S. deutsches Museum, Januar 1780, in den Auszügen aus Briefen,) daß dadurch dem Nachdruck besser vorzubeugen sey, als durch alle mögliche Privilegia, Reichshofraths-Conclusa, und moralisch-juridisch-merkantilische Abkanzlungen.

Im Junius 1780. C. J. Wagenseil,
Gelehrter zu Kaufbeuren
in Schwaben.

V.

Naturgeschichte.

Eyer einiger Vögel, nach ihrer Zahl und Farbe.

Raubvögel:	Insgemein wenige Eyer.
Adler und größere Gattungen:	Noch wenigere.
Falken und Eulen:	Mehr als 6.
Papageyen:	2 bis 3 weiße.

Krä-

Krähen:	6, grünlicht, schwärzlich gefleckt.
Kukucke:	2, ohngefähr.
Spechte, Wendhals und Eisvögel:	6, die erstern, die andern mehr; weiß, helldurchsichtig.
Baumpicker:	3, weiß, braun gefleckt; sie legen oft im Jahr.
Wiedehopf:	2, aschgrau.
Colibri:	2, der schnelle Flug dieser Vögel verhindert die Austilgung ihres schwachen, wehrlosen Geschlechts.
Hühnergeschlecht: das nützlichste für die Menschen:	8 bis 20.
Trappe:	2.
Tauben:	2.
Sperlingsgattungen:	4 bis 6.
Maisen und Zaunkönig:	16 bis 18.
Strauß:	bis 50.
Dodo (ein Straußgeschlecht):	1.
Wasservögel mit zertheilten Zähen:	4.
Krannich und Steinwälzer:	Selten mehr als 3.
Wasserhühner:	7, 8 und mehr.
Taucher:	4 bis 8 weiße.
Seeschwalben und Meeven-Geschlecht:	3, schmutzig olivenfarb, und schwarzgefleckt.
Enten:	8 bis 20.
Gannet (vom Pelekangeschlecht):	1.
Seeraben:	6, 7, alle weiß und die länglichsten von allen.

Flug

Flug einiger Vögel.

Der Weyh, und verschiedene vom Falkengeschlecht:	Sanfter, schneidender Flug, ohne merkliche Bewegung der Flügel.
Elsterartige:	Schneller Flug, mit starkem Flügelbewegen.
Paradiesvogel:	Schwimmend, schwebend.
Baumhacker:	Gleichsam sprungweise; wenn sie weit fliegen wollen, pflegen sie niederzusinken.
Hühnergeschlecht:	Starker, schneller Flug, aber nicht von Dauer.
Schwalbengeschlecht:	Behender und langanhaltender Flug.
Größere Wasservögel, mit getheilten Zähen:	Langsamer und schlapper Flug.
Kleinere Wasservögel:	Schneller Flug, mit ausgestreckten Füßen, um dadurch die Kürze ihrer Schwänze zu ersetzen.
Wasserhühner und Wachtelkönige:	Ihre Füsse hängen im Flug herab.
Seehähne und Taucherhühner:	Schneller Flug, mit den hintern Theilen unterwärts, weil ihre Flügel vorwärts stehn.
Meeven, und alle Vögel mit Schwimmhäuten an den Zähen:	Segelnder Flug.

VI. Anek-

VI.

Anekdoten.

Es ist nicht so ganz wahrscheinlich, daß der wackere Carl XII. von verrätherischer Hand getödtet wurde. Er schied aus der Welt, wie er darinn gelebt hatte; „mit dem Angesicht gegen den Feind, mit einem Gebet„buch und Gustav Adolphs Bild in der Tasche, mit „der Hand am Degen, der halb gezogen war!“

Als Publius Dolabella Proconsul in Asien war, wurde eine Frau bey ihm angeklagt, daß sie ihren Mann und den Sohn, den sie mit ihm gezeugt, umgebracht habe, weil diese ihren Sohn erster Ehe ermordet hätten. Dolabella war unschlüßig, und holte die Entscheidung des Areopag's ein, das damals in großen Ruf stand. Nachdem dieses Gericht die Gründe von beyden Seiten reiflich erwogen hatte, so that es den Ausspruch, „daß „Kläger und Beklagte nach hundert Jahren wieder er„scheinen sollten, um ihr endliches Urtheil zu empfangen.“

In einer Französischen Kolonie ließ im verwichenem Jahre ein reicher Pflanzer einen von seinen Negern, den er in Verdacht eines Diebstahls hatte, auf das entsetzlichste peitschen; der Neger war unschuldig, und beharrte bey der Betheurung seiner Unschuld, dieß half aber nichts, sondern er wurde auf die Folter gespannt.

Einige

Einige Tage darauf, als der Pflanzer ausgegangen war, fand der Neger Mittel, sich der drey kleinen Kinder seines Herrn zu bemächtigen. Er stieg mit ihnen auf das höchste Dach, und als er seinen Wütrich auf dem Rückweg erblickte, rief er ihn bey Namen. Der Herr sah hinauf, und in dem Augenblick lag das jüngste seiner Kinder zerschmettert vor seinen Füßen; nun bat er auf das flehentlichste den Sklaven um das Leben der beyden übrigen, aber das zweyte hatte eben das Schicksal wie das erste. Der Pflanzer warf sich auf die Knie, beschwur ihn unter den glänzendsten Versprechungen nur das dritte zu schonen — Lachend stürzte sich der Neger mit dem Kinde herunter, und beyde tod auf der Stelle.

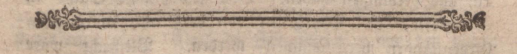
Als der jetzige König von Frankreich mit der Königin nach ihrer Niederkunft, im Februar 1779, dem Te Deum in der Kirche Unsrer lieben Frauen zu Paris beywohnte, mußte die Gilde der Vogelsteller und Vogelhändler zu Paris vierhundert Vögel liefern, um sie, zum Zeichen der Freude, in der Kirche fliegen zu lassen.

Als der Herzog Johann von Anjou an der Spitze seines Heers gegen Neapel zog, um sich Meister von dieser Stadt zu machen, ließ er in seine Fahnen die Worte aus dem Evangelium Skt. Johannis setzen: Fuit missus cui nomen erat Ioannes. Alphonsus von Arragon, der die Stadt vertheidigte, schrieb sogleich auf die seinigen die Stelle aus eben dem Evangelio: Ipse venit, & non receperunt eum.

Philipp III. König von Spanien, der sich von einer gefährlichen Krankheit wieder zu erholen anfieng, saß

aß bey einem Kamin, das zu stark heitzte. Seine Hoheit erlaubte ihm nicht aufzustehn, und um Hülfe zu rufen. Keiner von den Edelleuten vom Dienst war zugegen, und die geringeren Bedienten wagten es nicht, ins Zimmer zu gehn. Der König erstickte fast für Hitze. Endlich erschien der Marchese Pobar, und der König befahl ihm, das Feuer auszulöschen. Allein der Marchese entschuldigte sich, daß die Etikette ihm dieses nicht erlaube, indem es des Herzogs von Ußeda Sache wäre. Der Herzog mußte also gerufen werden, und bis er kam, nahm die Hitze dergestalt zu, daß der Monarch sich einen Rückfall vom Fieber zuzog, woran er bald darauf starb.

Voltaire war, wie bekannt, Mitglied der Freymäurerloge zu den Neun Schwestern zu Paris, die beynah alles, was in Frankreich von angesehenen Gelehrten und Künstlern ist, unter ihre Brüder zählt, und bey der der berühmte de la Lande den Stuhl bekleidet. Nach dem Tode des Voltaire gab sie sein Tablier dem Doktor Franklin, der sie zu besuchen kam.



VII.

Briefe.

Vacant.

VIII.

Biographie.

Ritter Linnäus.

(Aus dem Englischen.)

Karl Linnäus war in dem Dorfe Röschult in Schmaland den 24sten May 1707 geboren. Sein Vater, damals Vikar dieses Orts, wurde nachher Pfarrer zu Stenbrohult. Auf dem Meyerhof, wo er geboren ist, steht noch jetzt ein großer Lindenbaum, von welchem seine Voreltern den Beynamen Tyliander, Lindelius und Linnäus bekommen haben. Eine gewöhnliche Sache in Schweden, daß Beynamen von dergleichen natürlichen Gegenständen hergenommen werden. Vielleicht wäre daraus zu schließen, daß der Geschmack an Naturkenntniß daselbst sehr alt ist. Karl Linnäus sein Vater, ein großer Blumiste, beschenkte seine Frau, während ihrer Schwangerschaft mit diesem ihrem ersten Sohne, mit den ausgesuchtesten Blumen. Seine Wiege wurde mit Blumen bestreut, und man gab ihm Blumen statt Spielzeug. Der kleine Linne war kaum groß genug, seinen Vater nachzulaufen, so machte er sich schon Gärtnerey zu seinem vorzüglichsten Zeitvertreib. Er lernte bald

Gartengewächse kennen, und sammlete immer diejenigen, die in der benachbarten Gegend wild wuchsen. Bessere Gelegenheit fand sich dazu, als er 1717 nach Wexiö auf die Schule geschickt wurde. Im Jahr 1727 gieng er auf die Akademie Lund, wo der berühmte Kilian Stobäus sein Genie für Naturkenntniß vervollkommnete. Schon auf dem Meyerhofe, seinem Geburtsorte, hatte er nach Insekten gejagt, und nie verlor er diesen Geschmack, ob er gleich einmal zu Lund von der Furia infernalis gestochen wurde, und kaum das Leben davon brachte. Von Lund gieng er nach Upsal, und setzte immer seine Lieblingswissenschaft fort. In weniger als einem Jahre war er aber wegen seines Tisches und Kleidung in Schulden gerathen, konnte auf keine Hülfe von seinen armen Eltern rechnen. Es ereignete sich, daß ihn der berühmte Olof-Cassius, der Autor des Hierobo-tamicum, einstmalen in dem botanischen Garten antraf, wo er sich mit Beschreibung einiger Pflanzen beschäftigte. Er wunderte sich, daß er von jeder den Namen wußte, und wurde so von ihm eingenommen, daß er ihm in sein Haus seine Bibliothek und seinen Tisch anbot. Durch dergleichen glückliche Zufälle wurde Linnäus in den Stand gesetzt, die Erlernung der Wissenschaften fortzusetzen. Schon im 25sten Jahre hatte er einen ansehnlichen Theil seines Systems entworfen. Nach der Zeit wurde er von den jüngern Rudbek beschützet, der ihm wegen seines Alters seine botanischen Vorlesungen anvertraute, die er mit großem Eifer und Erfolg besorgte. In dem Jahre 1732 machte Linné auf Kosten der Gesellschaft zu Upsal eine Reise nach Lapland, wo er mit Hunger und Kälte streiten und eine Menge Gefahr ausstehen mußte. Die Pflanzen, die er auf dieser Reise gefunden hatte, machte er in den Memoirs dieser Gesellschaft, noch in dem nehmlichen Jahre, bekannt, und klassifizirte sie schon nach seinem eigenen System. Hier

hatte er auch Gelegenheit, die Probirkunst des Erztes zu erlernen, worüber er sowol als über die Mineralogie bey seiner Zurückkunft nach Upsal Vorlesungen hielte. Aus eben dem Grunde reisete er nach den vorzüglichsten Schwedischen Bergwerken, und wurde dabey von der Freygebigkeit des Herrn von **Reuterholm** unterstützet. Nachdem er sich auf diese Art mit dem Zustande seines Vaterlandes hinlänglich bekannt gemacht hatte, so fieng er seine Reisen in fremde Länder an. Er besuchte Hamburg, Amsterdam und die hohe Schule zu Harderwyk, wo er Doktor der Arzneykunst wurde, und dann eilte er nach Leyden zu **Börhave** der ihn dem Herrn **Clifford** empfohl, dessen Sammlung er beschreiben sollte. Im Jahr 1736 gab er auf Zureden des **Gronovius** die Originalausgabe seines Systems der Natur in Holland heraus, und nach diesem noch viele seiner Werke in dem nehmlichen Lande. Zu eben der Zeit kam auch Linnäus nach England herüber. Sein System der Kräuterkunde wurde zuerst von **Gronovius** in seiner virginischen Flora angenommen, und seine Namen der Pflanzen in dem Prodromus des **van Royen**. Ob er gleich in Holland glücklich lebte, so gieng er doch nach Frankreich, und stiftete daselbst mit dem **Bernhard Jußieu** die genaueste Freundschaft. Er kam 1738 nach Stockholm zurück, wo er die Arzneykunst zu treiben anfieng, und zum Professor der Mineralogie und Arzt der Admiralität ernennet wurde. Im Jahre 1739 heyrathete er die Tochter eines Arztes aus der Provinz, der **Moräus** hieß, mit welcher er schon vor seiner Abreise aus Schweden versprochen war. Sein Eifer wurde nun immer durch Belohnungen ermuntert.

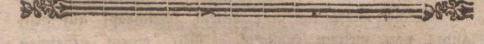
Die königliche Akademie der Wissenschaften, die in diesem Jahre zu Stokholm errichtet wurde, ernennte ihn zu ihrem ersten Redner. Er machte, auf Kosten des Staats, Reisen

Reisen in verschiedene Provinzen des Königreichs, um ihre Produkte zu erforschen. Im Jahre 1741 starb der Professor Roberg zu Upsal, und er folgte ihm in den Lehrstuhl der Arzneywissenschaft. Da er den berühmten Herrn von Rosenstein zu seinem Mitarbeiter hatte, so wurde die medizinische Fakultät auf dieser hohen Schule außerordentlich blühend. Der botanische Garten, der lange vorher von den ältern Rudbek angelegt, aber 1702 durch eine Feuersbrunst wieder zerstöret und nachher vernachläßiget worden war, wurde bald von Linnäus hergestellt, und zu einer solchen Stufe der Vollkommenheit gebracht, als nur je ein botanischer Garten sie erreichen kann.

In dem neuen Gewächshause wurde eine eigene Stube zu einer Sammlung natürlicher Seltenheiten bestimmt. Auch die andern Theile der Naturgeschichte wurden vom Linne' nicht unverbessert gelassen. Sein Vortrag war außerordentlich lebhaft, und voll einer ihm angebornen Beredsamkeit. Vorlesungen hielt er nicht aus Eigennutz, bloß aus Liebe für seine Zuhörer. So lange seine Gesundheit und sein Geist bey Kräften blieben, so war sein Hörsaal immer voller als der übrigen Professoren ihre. Es wird kaum ein Lehrer seyn, der so viele Schüler aufweisen kann, die hauptsächlich auf seine Ueberredung Reisen zu den entferntsten Theilen unserer Erde gethan haben, um seine Lieblingswissenschaft zu erweitern. Die berühmten Namen eines Kalm, Haßelquist, Ternström, Toren, Osbek, Rolander, Löfling, Beolin, Forskal, Solander, Thunberg, Sparrmann, Rothmann, Elas, Allströmer, Kähler und anderer mögen Zeugen seyn. Er unterhielt den ausgebreitesten Briefwechsel; ein jedes bemühete sich, ihm von einer gemachten Entdeckung Nachricht zu geben, und seine Sammlung zu vermehren. Viele Fürsten trugen dazu bey. Von dem letzten König, der ver-

wittweten Königin und dem jetzigen Beherrscher Schwedens empfieng er die ausgezeichnetesten Beweise einer vorzüglichen Achtung. Er war zu großmüthig, um seinen Gegnern zu antworten oder sie zu wiederlegen, und auch ist kein System je allgemeiner angenommen worden, als das seinige. Im Jahre 1747 wurde er zum Leibarzt des Königes ernennt, 1753 wurde er Ritter des Nordsterns, und 1757 wurde er in Adelstand erhoben. In dem Jahre 1776 entsagte er mit Erlaubniß des Königs seinem Platze, der ihm ein doppeltes Jahrgeld gab, und zwey Güter für ihn und seine Kinder. Der nehmliche edelmüthige Monarch ließ auch nach seinem Tode eine Gedächtnißmünze schlagen, auf deren eine Seite das Brustbild des Linnäus und sein Name steht. Auf der andern Seite ist Cybele in einer niedergeschlagenen Attitude mit einem Schlüssel in der Hand, und von Thieren und Pflanzen umgeben, mit der Umschrift: Deum luctus augit amissi, und darunter Post obitum Upsaliæ d. X. Jan. MDCCLXXVIII. Rege jubente. Allein außer dieser war seinem Gedächtniß noch eine Ehre vorbehalten, die noch keinem Gelehrten wiederfahren ist. Der König bedauerte in seiner Rede an die letzte Versammlung der Stände den Verlust Schwedens, den es durch den Tod des Linne' erlitten hat. Man kann sich leicht vorstellen, daß keine Gesellschaft der Wissenschaften gewesen ist, so zahlreich sie auch sind, die ihn nicht zu ihrem Mitgliede aufgenommen hätten. Sowol in seinen jüngern Jahren als gegen das Ende seines Lebens, war er verschiedenen Leibesschwachheiten unterworfen. Er bekam 1776 einen Schlagfluß, dem eine Lähmung und ein allgemeiner Verfall seiner Seelenkräfte folgte. Nach vielen andern heftigen Anfällen starb er in einem Alter von siebenzig Jahren und acht Monaten. Er hinterläßt eine Wittwe, einen Sohn, der auch Karl heißet, und vier Töchter. Seine Statur war klein und unansehnlich; der Kopf war

war breit, und der hintere Theil sehr hoch. Sein Blick feurig, durchdringend, und geschickt, Furcht einzujagen. Sein Ohr war nicht für Musik gebaut. Er war lebhaft, und hatte ein starkes Gedächtniß, ob es ihn gleich in dem letztern Zeitpunkt seines Lebens zuweilen verließ. Seine Sprachkenntniß war eingeschränkt, und doch blieb ihm keine Entdeckung unbekannt. Im Sommer schlief er von 10 bis 3, im Winter von 9 bis 6. Er gieng gleich von seiner Arbeit, wenn er nicht ganz aufgeräumt war. In Gesellschaft war er angenehm, allein von einer außerordentlichen Empfindlichkeit: er war aber eben so leicht zu besänftigen. Um das Jahr 1746 war sein Motto, Laudatur & alget, nachher vertauschte er es gegen Famam extendere factis.



IX.

Romane.

Aline.

Ich war funfzehn Jahr alt, weit von meinem Hofmeister, ritt' auf einem großen Engländer, vor mir her keuchten wohl zwanzig Hunde, die einen alten Eber hetzten; wer war glücklicher als ich? Nach vier Stunden verloren meine Hunde die Spur und ich auch. Lange sprengte ich umher, bis ich mich gar verirrte. Mein Gaul war außer Athem, ich stieg ab: wir legten uns beyde ins Grüne; dann fieng es an zu grasen, und ich schlief ein.

Beym Erwachen frühstückte ich in jenem lächelnden Thale, das zwey Anhöhen von hohen Bäumen beschattet bildete. In blauer Ferne zeigte sich mir ein Dörfchen an einem entlegenen Hügel hangend; zwischen dem und mir verbreitete sich eine weite Ebene mit reichen Saaten und angenehmen Obstgärten bedeckt.

Die Luft war rein, der Himmel heiter, Feld und Wiese glänzten noch von Perlen des Thaues: die Sonne kaum im dritten Theil ihrer Tagebahn würkte nur eine mäßige Hitze, die ein sanfter West mit seinem Hauche kühlte.

Wo seyd ihr, Freunde der Natur, die ihr schöne Witterung und reizende Gegenden so gut zu genießen wißt? Ich rede für euch; denn mich beschäftigte beydes weniger als eine junge Bäuerin in weissem Mieder und Röckchen, die ich mit einem Milchtopf auf dem Haupte von weitem erblickte. Mit einem geheimen Vergnügen sah ich sie über ein Bretchen gehen, das dem Bach zur Brücke diente und einen Fußsteg fortwandern, der sie an die Stätte, wo ich saß, bringen mußte. Wie sie näher kam, dünkte sie mir ein blühendes Mädchen zu seyn; und ohne zu wissen, was in meinem Innern vorgieng, stand ich auf, ihr entgegen. Bey jedem Schritte, den ich that, ward sie in meinen Augen schöner; bald bedauerte ich diejenigen die ich hätte thun können, sie eher zu sehen. Georgien und Tschirkaßien zeugen nur Ungeheuer gegen mein liebes Milchmädchen: niemals hatte noch ein vollkommneres Geschöpf die Welt geziert. Da ich nicht wußte, mit welchem Kompliment ich ein Gespräch einleiten sollte, bat ich sie um ein wenig Milch, mich zu erfrischen. Dann fragt' ich sie allerhand über ihr Dorf, über ihre Familie, über ihr Alter. Sie antwortete auf alles

mit einer Naivetät, mit einer Anmuth, die ihre Worte würdig machten, aus einem so schönen Munde zu kommen.

Ich erfuhr von ihr, sie sey von dem benachbarten Dorf und heiße Aline. — Liebe Aline, sagt' ich zu ihr, ich mögte gern Dein Bruder seyn: (das war's nicht, was ich sagen wollte) und ich gern Ihre Schwester, gab sie mir zur Antwort. Ha! sagt' ich, hab' ich Dich doch wenigstens so lieb, als wenn Du's wärest, und hierbey wollt' ich sie küssen. Aline sträubte sich dagegen; im Sträuben fiel ihr Topf, und die Milch floß in die Erde. Sie fieng an zu weinen, indem sie sich zugleich aus meinen Armen loswand, raffte ihren Topf auf, und wollte davonlaufen. Ihr Fuß glitschte auf der Milchstraße; sie fiel rückwärts nieder; ich eilte ihr zu Hülfe; aber vergebens. Eine stärkere Macht als ich hinderte mich, sie aufzuheben, zog mich ihr im Falle nach.... Ich war funfzehn Jahr alt, Aline vierzehn; in diesem Alter, an dieser Stätte wartete unser die Liebe, uns ihren ersten Unterricht zu geben. Mein Glück störten anfangs Alinens Thränen; aber bald gieng ihr Schmerz in Wollust über; auch sie drang ihr Zähren ab! Und welche Zähren! Damals lernte ich würklich, was Vergnügen sey, das süsseste Vergnügen, es der zu machen, die man liebt.

Für uns schien keine Zeit mehr zu seyn; doch gieng sie ihren Gang für die übrige Schöpfung fort. Die Sonne im Sinken rufte die Schäfer zu ihren Hütten, die Heerden in ihre Ställe zurück; die Luft ertönte vom Schall der ländlichen Flöten und von den Liedern der Arbeiter, die zur Ruhe giengen. — Jetzt muß ich gehen, sagte Aline, sonst mögte Mutter mich schlagen. — Ich konnte nichts dagegen einwenden, denn ich scheute mich damals selbst noch vor der meinigen. Ich

 habe,

habe, fuhr sie fort, meine Milch verloren, und noch etwas mehr, aber ich vergeb' es Ihnen. Geh' immer, sagt' ich dagegen, geh', liebes Mädchen, Du bist weisser als Deine Milch war, und Vergnügen ist besser als Dein Etwas mehr. Ich gab ihr das wenige Geld, das ich bey mir hatte und einen goldenen Ring von meinem Finger: sie wollte ihn nie verlieren, versprach sie mir. Fest hatten wir Mund auf Mund gedrückt; es war schwer, sie zu trennen, feucht von Thränen und Küssen. Ich schwang mich wieder aufs Pferd, sah meiner lieben Aline so weit ich nur konnte nach, begrüßte noch einmal die Gegend, die durch meine ersten Freuden geweiht war, und kehrte dann zurück ins Schloß meines Vaters. Wie gern wär ich ein geringer Bauer gewesen im Dörfchen meiner Aline!

Ich war fest entschlossen, nirgends wieder zu jagen, als in dem herrlichen Thale, und ihn zu gefallen, alles übrige Wild in der ganzen Provinz zu verschonen; doch diesen Entwurf, diesen meinem Herzen so theuren Entwurf, verschwand wie ein Traum. Ich erfuhr bey meiner Ankunft im Schloß, daß mein Vater wegen unvermutheter Nachrichten morgen nach Paris reisen müßte. Er nahm mich mit; ich umarmte weinend meine Mutter, aber Aline war's, um die ich weinte.

Die Zeit tilgt alles; auch die Liebe. Untröstlich reiste ich ab; bey der Ankunft bin ich beruhigt; so wie ich mich von Alinen entferne, entfernt sich ihr Bild von mir. Das Vergnügen, in eine neue Welt einzutreten, ließ mich die Freuden derjenigen, aus der ich kam, vergessen. Ehrgeitz und Hang zu Ausschweifungen nahmen in meinem Herzen die Stelle der Liebe ein. Ich diente sechs mühseelige Kampagnen, wo ich große Wunden und kleine Belohnungen bekam: und kehrte

zurück

zurück nach Paris, um mich im Dienst der Schönen für das zu entschädigen, was ich im Dienst des Staats gelitten hatte.

Als ich eines Tages aus der Oper gieng, befand ich mich zufälligerweise neben einer artigen Dame, die auf ihren Wagen wartete. Sie betrachtete mich aufmerksam, und fragte mich darauf, ob ich sie kennte: ich gab zur Antwort, ich hätte noch nie das Glück sie zu sehn gehabt. — Sehn Sie mich recht an, sagte sie wieder. — Der Befehl, versetzte ich, ist gar nicht hart; Ihnen gehorcht man mit Vergnügen: allein jemehr ich Sie betrachte, destomehr Unterschied finde ich zwischen allem, was ich bisher gesehen habe und dem; was ich jetzt sehe. — Sonderbar! sagte sie: aber weil doch meine Züge Ihnen so fremd vorkommen, vielleicht sind meine Hände glücklicher. — Indem zog sie einen Handschuh ab, und zeigte mir — den Ring, den ich einstens der kleinen Aline gegeben hatte. Erstaunen machte mich stumm. Jetzt kam ihr Wagen: „steigen Sie ein,“ sagte sie; ich thats; wir fuhren fort.

Hier ist ihre Geschichte.

„Sie erinnern sich vielleicht noch an meinen Milch„topf, und an alles, was ich mit ihm verlor. Sie „wußten damals nicht, was Sie machten, ich auch „nicht; aber ich erfuhr es bald. Meine Mutter ward „es gewahr, und jagte mich aus dem Hause. Ich bet„telte mich bis zur nächsten Stadt, wo mich ein altes „Weib aufnahm. Ich nennte sie Mutter, sie mich „Nichte. Sie gab sich Mühe, mich zu putzen und be„kannt zu machen. Auf ihren Befehl wiederholte ich „oft den Unterricht, den Sie mir gaben; und da Sie „den Pfarrer des Orts unmittelbar zum Nachfolger

 „hat

„hatten, so ward Ihr Söhnchen ihm zu Theil. Hier-
„auf führte mich meine Tante, in der Hoffnung daß
„ihr meine Schönheit in einer großen Stadt noch vor-
„theilhafter seyn würde, nach Paris. Hier kam ich
„von Hand in Hand, zuletzt an einen alten Präsiden-
„ten, eine der ersten Personen im Staat durch seine
„Würde, eine der geringsten für die Liebe: denn ohne
„Perücke und langen Rock blieb wenig von ihm übrig.
„Allein auch dieses Wenige liebte mich überschwenglich
„und überhäufte uns, mich und meine Tante, mit Geld
„und Edelsteinen. Meine Tante starb, ich erbte sie.
„Ich hatte ohngefähr zwanzigtausend Livres Einkünfte
„und viel baares Geld. Mein bisheriges Handwerk
„ward mir verdrüßlich; ich wollte künftig tugendhaft
„seyn, welches auch seine Plage hat. Für zwey Louis-
„d'or, die ich einem Genealogisten gab, war ich ein
„Mädchen von ziemlich guter Herkunft. Ich wurde
„mit Gelehrten bekannt; das brachte mich in Ruf, daß
„ich Witz hätte; vielleicht hatte ich würklich in ihrem
„Umgang gewonnen. Zuletzt fand sich ein vornehmer
„Mann, von mehr als hunderttausend Livres Renten;
„der glaubte meine Tugend nur sehr mäßig zu beloh-
„nen, wenn er mich heurathete. Jetzt ist die arme
„Aline für das Publikum die Markise von Castel-
„mont; aber für Sie, ist die Markise von Castel-
„mont noch immer Aline."

Und wen von allen, die Sie kannten, haben Sie
jemals am meisten geliebt? — „Können Sie das fra-
„gen? Unerfahren war ich, als Sie mich zum ersten-
„male sahn, und war's nicht mehr, als ich andere sah.
„Ich hatte angefangen, mich zu putzen, war nicht mehr
„so schön, mußte zu gefallen suchen, konnte nicht mehr
„lieben. Kunst schadet allem: das Roth, das wir auf-
„tragen,

„tragen, entfärbt unsre Wangen: wir heucheln Gefühle,
„und das Herz erkaltet dabey. Geliebt hab ich nur
„Sie, und ohne Mühe kann man treuer seyn als ich,
„aber beständiger — unmöglich. Ihr Bild schwebte
„mir immer vor, wenn ich Ihnen untreu wurde, und
„mischte fast jedesmal Bitterkeit in mein Vergnügen.
„Doch gab es ihm, das muß ich auch gestehn, zuwei-
„len neuen Reiz."

Ich freute mich wirklich, meine liebe Aline wieder zu sehn. Wir umarmten uns mit eben dem Entzücken, wie in jenen glücklichen Tagen, wo unsre Lippen noch keinen andern begegnet waren. Wir kamen zu ihr; ich blieb zum Abendessen; und da Herr von Castelmont abwesend war, hielt ich die ganze Gesellschaft aus, und bediente mich meiner Rechte. Liebe flieht aus goldenen Schlafzimmern und prächtigen Betten; schwebt lieber auf weichen Matten oder im düstern Hain'. Mein ganzes Glück war nichts weiter als eine Nacht in den Armen einer schönen Frau; aber diese war nicht mehr, hieß nicht mehr Aline.

Die ihr die Liebe oder wenigstens die Wollust kennen lernen wollt, geht nicht darauf aus mit Briefen vom Minister in der Tasche, die euch nöthigen, zur Armee zu reisen. Unter solchen Umständen sah ich Madam von Castelmont, und verlor viel dabey. Wie lange wird noch die täuschende Stimme des Ruhms von jener süßen Ruhe, von jenen sanften Freuden abrufen? Wie lange noch der Krieg der Liebe vorgezogen werden? Ich machte diese weise Betrachtungen noch nicht: als Brigadier, wie ich war, denkt man eher, wie man Marechal-de Camp als wie man Philosoph werden will. Ich verließ also Madam von Castelmont, setzte mich in meine Chaise, und eilte neuer Langeweile, neuem Verdruß entgegen.

Nach

Nach einer funfzehnjährigen Entfernung von meinem Vaterlande, nachdem ich zugleich manchen Flintenschuß und manche Ungerechtigkeit ausgehalten hatte, blieb ich als General-Lieutenant in den Kolonien.

Dichter und Gaskogner mögen Stürme erfahren und beschreiben, ich kam sonder einigen Zufall an. Bey meiner Ankunft war alles ruhig und mein Aufenthalt in Indien glich mehr einer Lustreise als einem militärischen Auftrag. Weil ich also nichts zu thun hatte, durchwanderte ich die verschiedenen Königreiche, in welche dieses große Land zertheilt ist. Am längsten verweilte ich in Golkonda, damals dem blühendsten Staat in Asien. Seine Einwohner waren glücklich unter der Regierung einer Frau, die den König durch ihre Reize und das Reich durch ihre Weisheit beherrschte. Staat und Unterthanen waren beyde reich. Der Bauer bestellte sein Land für sich, welches selten ist, und die Einnehmer erhoben die Staatseinkünfte nicht für sich, welches noch seltner ist. Die Städte, mit prächtigen Gebäuden geziert, und noch mehr verschönert durch Vergnügungen jeder Art, waren voll von glücklichen Bürgern, stolz, sie zu bewohnen. Die Landleute blieben gern darinnen wegen des Ueberflusses und der Freyheit, die darinnen herrschten, und wegen der Ehre, so die Regierung dem Ackerbau wiederfahren ließ. Die Großen am Hof entzückte der Anblick ihrer schönen Königin, welche die Kunst verstand, ihre Treue zu belohnen, ohne daß sie die öffentlichen Schätze erschöpfte: eine liebliche ohnfehlbare Kunst, von der ihr Gemahl nicht wußte, daß sie sich ihrer bediente. Ich kam an diesen Hof, und ward sehr liebreich aufgenommen. Ich bekam gleich eine öffentliche Audienz beym König, und eine besondere bey der Königin, die, sobald sie mich erblickte, ihren Schleyer niederschlug. Nach dem Ruf von ihr, hatte ich nicht vermuthet, daß sie sich verschleyern

schleyern würde: ich erstaunte. Uebrigens nahm sie mich sehr gnädig auf, und ich konnte über nichts klagen, als daß ich ihr Gesicht nicht gesehn hatte, wornach mich doch sehr lüsterte, theils weil man's als sehr schön pries, theils weil alles an einer großen Königin merkwürdig ist.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Offizier, der mir antrug, mir morgen die Gärten und den Park um den königlichen Pallast her zu zeigen. Ich nahm's an. Wir standen mit dem Tage auf, und er führte mich durch herrliche Alleen in eine Art von dichtverwachsenen Gebüsch, wo Myrten, Akazia und Orangen Duft und Zweige vermischten. An einem dieser Bäume fanden wir ein Pferd angebunden: mein Führer schwang sich leicht hinauf, blies ein Stückgen auf einer Art von Waldhorn, und sprengte davon. Ich verfolgte den Weg, auf dem ich war, sehr erstaunt über das Betragen des Offiziers, ohne begreifen zu können, daß es ein Land gäbe, wo's gebräuchlich wäre, die Leute statt auf einen Spatziergang irre zu führen: aber wie wundert' ich mich, als ich am Ausgang des Gebüsches eine Gegend fand, derjenigen vollkommen ähnlich, wo ich zuerst Alinen und die Liebe kennen lernte! Eben die Wiese, eben die Hügel, eben die Fläche, eben das Dorf, eben den Bach, eben das Beet, eben den Fußsteg! Fehlte nur noch ein Milchmädchen; auch das erschien, gekleidet wie Aline, mit einem Milchtopf wie sie. — Ist das ein Traum? rief ich aus, oder Zauberey? oder ein Schatten, bloß der mich täuscht? — Keins von dem allen! war ihre Antwort, Sie schlafen nicht, Sie sind nicht bezaubert, und Sie sollen gleich sehn, daß ich kein Schatten bin. Aline bin ich, Aline, die Sie gestern erkannte, aber von Ihnen nicht gekannt seyn wollte, als unter der Gestalt, unter der sie Ihnen theuer war. Sie kömmt, bey Ihnen von der Last der Krone aufzuathmen, indem sie ihren Milchtopf wieder-

wiedernimmt: Sie haben ihr den Stand eines Milchmädchens süßer gemacht, als den Stand einer Königin. — Ich vergaß die Beherrscherin von Golkonda, und sah nur Alinen. Wir waren allein; dann sind die Königinnen nur Weiber. Ich fand meine erste Jugend wieder, und that mit Alinen, als hätte sie auch die ihrige noch.

Nach dieser wonnevollen Erkennung legte Aline ihre königliche Kleider, die ihr eine vertraute Sklavin brachte, wieder an. Wir giengen zurück in den Pallast, wo ich sie ihren ganzen Hof mit einer Güte, mit einer Anmuth, die jedermann entzückte, empfangen sah. Sie sprach mit diesen, blickte jene freundlich an, lächelte allen zu: kurz sie schien eine gute Freundin von jedermann, aber niemals Königin zu seyn.

Nach der Tafel folgte ich ihr in einen abgesonderten Saal. Hier ließ sie mich neben sich setzen, und erzählte mir ihre letzte Begebenheiten.

„Einige Monate nach Ihrer Abreise blieb der Mar„kis von Castelmont in einem Zweykampf, und hinter„ließ eine betrübte Wittwe mit vierzigtausend Livres „Einkünften zu allem Trost. Ein Theil seiner Güter „lag in Sizilien, und man sagte, meine Gegenwart wäre „dort nöthig. Ich gieng mit Freuden zu Schiffe: „aber ein feindlicher Wind trieb meine Fregatte an „eine ferne Küste, wo ein noch feindlicheres Schiff „sie wegkaperte. Es war ein Türkisches. Der Kapi„tain behandelte das Schiffsvolk so übel, und mich so „gut, als nur ein Türk fähig ist. Er führte mich „nach Algier; von da nach Alexandrien; hier ward er „gespießt. Ich wurde mit seinem ganzen Hause ver„kauft, und einem Italienischen Kaufmann zu Theil, „der mich hierher brachte, und mir die Landessprache „lernen ließ; in der ich auch in kurzer Zeit starke Fort„schritte

„schritte machte. Elend hatte ich erfahren, aber Un-
„glück nicht: Knechtschaft war mir unerträglich. Ich
„entfloh, ohne zu wissen, wohin. Endlich stieß ich
„auf einige Verschnittene, die mich schön fanden, und
„deßwegen zum König brachten. Vergebens bat ich um
„Gnade für meine Tugend; ich wurde ins Serail ver-
„schlossen. Gleich den andern Morgen ehrte mich alles,
„was mich umgab, als Lieblingssultanin, wie mich der
„König Nacht vorher beehrt hatte. In kurzer Zeit
„war die Leidenschaft des Monarchen gränzenlos, wie
„mein Ansehn. Ganz Golkonda, gewöhnt zum Ge-
„horsam gegen die Befehle, die ich aus dem Innersten
„des Serails gab, sah mich ohne Verwunderung die
„Gemalin seines Herrn werden, der schon lange nichts
„mehr als mein erster Unterthan war. In meinem
„Pallast hab' ich mich des kleinen Dörfchens erinnert,
„wo ich meine Unschuld noch hatte, und vornämlich
„des lieben Thals, wo ich sie verlor. Ich habe mir
„selbst das interessante Bild meiner ersten Jahre und
„meiner ersten Freuden zeichnen wollen. Ich habe das
„Dorf gebaut, das Sie im Bezirk meines Parks ge-
„sehn haben: es führt den Namen meines Geburtsorts,
„und alle Einwohner werden wie Verwandte, wie
„Freunde von mir behandelt. Ich verheurathe jährlich
„eine gewisse Anzahl von ihren Mädchen, und ziehe
„sehr oft die ältesten von ihnen an meine Tafel, um
„in ihm ein Bild meines bejahrten Vaters und meiner
„armen Mutter zu sehn, die ich in Ehren halten
„würde, wenn ich sie noch hätte. Das Grün dieser
„Wiese beugt sich niemals als unter den Tänzen
„der jungen Mädchen und Jünglinge des Dorfs.
„So lange ich lebe, berührt keine Axt diese Bäume,
„eine Nachahmung derjenigen die unsrer Liebe ihre
„Schatten liehn und meine Bauernkleider, mitten unter
„mei-

„meinem königlichen Schmuck aufbewahrt, erinnern mich „ohn' Unterlaß mitten unter dem Glanz, der mich um„giebt, an meine vorige Dunkelheit. Sie nöthigen „mich zur Ehrfurcht für einen Stand, in dem ich we„niger verächtlich war, als in allen andern, zu denen „ich mich nachher erhoben habe; sie lehren mich die „Menschheit überall in Ehren halten, sie lehren mich „herrschen."

O die herrliche Frau! sie war zugleich gute Königin, guter König, gutes Weib, guter Philosoph; sie war noch mehr, gut auch im Genuß. Ach! nur vierzehn Tage erfuhr ich das; dann überraschte uns ihr Mann, und ich mußte aus seinem Reiche durch ein Fenster seines Schlafzimmers entwischen. Bald darauf reiste ich wieder nach Frankreich, wo mir große Würden und großes Ungemach, beydes unverdient, zu Theil wurden. Seitdem bin ich arm und hofnungslos von Land zu Land herumgeirrt, bis ich endlich in diese Wüste kam, wo ich bleiben will, weil ich hier zugleich Gesellschaft und Einsamkeit finde.

Meine Leser haben vielleicht bisher geglaubt, ich hätte ihnen diese Geschichte erzählt: um Vergebung! sie haben mich nicht darum gebeten. Ich sprach mit einem alten Weibchen in Palmblätter gehüllt, schon längst Bewohnerin der Einöde, zu der ich geflohen bin, und die eine Erzählung meiner erheblichsten Begebenheiten verlangt hatte. Die sie lesen, mögen dabey gegähnt haben; Mutterchen aber hörte sie mit besonderer Aufmerksamkeit an, ließ kein Wörtchen davon fallen, „und, sagte sie, als ich damit fertig war, was mir „am meisten an der Geschichte gefällt, ist dieses, daß „auch keine Silbe davon falsch ist. — Woher wißt „Ihr das? Vielleicht hab' ich Euch von Anfang zu „Ende vorgelogen. — Just das Gegentheil! — Madam

„ver-

„verstehn also so etwas von der schwarzen Kunst? —
„Das eben nicht; allein ich hab' einen Ring, der mich
„von der Wahrheit dessen, was Sie sagen, urtheilen
„läßt. — Wüßt' ich doch keinen als König Salomons
„Ring, der diese Tugend hätte. — Kennen Sie Allinens
„ihren? sagte sie lächelnd, und zeigte mir ihre Hand:
„Allinens, die sie auf den Thron von Golkonda brachten
„und wieder herunter trieben, die flüchtig und verbannt
„hieher kam, als zu einer Freystatt gegen den Zorn ihres
„Mannes, dem Sie nur durch einen Sprung aus dem
„Fenster entgiengen."

„Schon wieder Alline? rief ich aus. Ich bin also
„ziemlich alt, denn ich zähle, wofern ich mich recht
„besinne, noch ein Jahr mehr als Sie: aber es ist un-
„möglich, von Ihrem Gesicht ein Jahr voraus zu ha-
„ben. — Was liegt an Alter und Figur? sagte sie mit
„Würde. Sonst waren wir jung und artig; seyn wir
„gegenwärtig weise, wir werden glücklicher seyn. Im
„Alter der Liebe haben wir verschwendet, anstatt zu
„geniessen; ietzt sind wir in den Jahren der Freund-
„schaft; wir wollen geniessen, anstatt zu bedauern."

Sie führte mich gegen einen hohen Berg mit frucht-
baren Bäumen bewachsen: ein klarer Bach rollte in
mancherley Krümmungen vom Gipfel herab, und bildete
einen kleinen Teich am Eingang einer Grotte, die in
den Fuß des Berges gegraben war. „Sehn Sie,
„sagte sie zu mir, ob das zu Ihrer Zufriedenheit hin-
„reicht. Hier ist meine Wohnung, und — wenn Sie
„wollen — auch die Ihrige. Dieser Boden erwartet
„nur einen leichten Anbau, um Ihre Mühe reichlich
„zu belohnen. Steigen Sie auf diesen Berg; von sei-
„ner Spitze werden Sie viele Königreiche auf einmal
„sehen können: Sie werden oben eine reinere, gesundere
„Luft einathmen; Sie werden dort weiter von der Erde

„und näher dem Himmel seyn: betrachten Sie von da,
„was Sie verloren haben, und dann sagen Sie mir,
„ob Sie's wieder suchen wollen.“

Ich fiel der göttlichen Aline zu Füssen, durchdrungen von Bewunderung ihrer und Verachtung meiner. Wir liebten uns inniger als jemals, wurden uns eins dem andern unsere Welt. Ich habe hier schon einige Jahre mit dieser weisen Gefährtin verlebt. Alle meine thörichte Leidenschaften, alle meine Vorurtheile hab' ich in der Welt gelassen, von der ich geschieden bin. Meine Arme sind arbeitsamer geworden, mein Verstand tiefdenkender, mein Herz stärker fühlend. Aline hat mich gelehrt, in leichter Arbeit, in sanftem Nachdenken, in zärtlichen Empfindungen, Vergnügen zu finden. Erst am Abend meiner Tage hab' ich zu leben angefangen.

Nach Boufiers von H—ß.

X.

Miscellanien.

I.

Fragmente zu einer Geschichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfnisse;

von R—d.

(Erste Fortsetzung.)

Bey den Römern waren die Gesundheiten bey Tafel ein Religionsgebrauch; bey den ersten Christen

sten eine Art von Weihtrunk für die Heiligen und Todten. Erst in ganz neuern Zeiten ist der Gebrauch, bey Tisch auf die Gesundheit der Anwesenden zu trinken, als unbequem und lästig, abgeschaft worden. In einigen Reichsstädten erhält er sich noch, und man trinkt da nicht allein auf das Wohl der Gäste, sondern auch ihrer werthen Angehörigen, Vettern, Muhmen, Basen rc. so daß ein Fremder fast genöthigt ist, die ganze Sippschaft der Tafel vorher auswendig zu lernen, da hingegen die Engländer in ihren Toast-Gesetzen alle diese Umständlichkeiten ausdrücklich verbannen. Man hat eine rührende Anekdote von der unglücklichen Maria Stuart, Königin von Schottlande die auf dem Blutgerüste starb. Sie steht in den Oeuvres von Pasquier. „Den Abend vor ihrem Tod trank sie gegen das Ende „des Nachtessens allen ihren Leuten zu, und befahl ih„nen, ihr wieder Bescheid zu thun; worauf sie gehorch„ten, auf das Wohl ihrer Gebieterin tranken, und „bitterlich dazu weinten, so daß ihnen die Thränen in „den Wein rollten."

Das Vorschneiden und Vorlegen bey Tafel, ward immer als etwas Vorzügliches und Ehrenvolles angesehn. Daher die Kronämter dieser Gattung bey verschiedenen Höfen.

Man glaubte schon im Alterthum, sich unter dem Essen durch Schauspiele und andere Gegenstände zerstreuen zu müssen. Die Römer und Griechen ergötzten ihre Gäste durch Pantomimentänze und oft durch blutige Gefechte der Gladiatoren und Ringer. Die ältern christlichen Fürsten liebten bey Tafel ebenfalls pantomimische Tänze; die Meistersänger und Troubadours, mit ihren Harfen und Liedern, spielten dazwischen eine große Rolle. In den Refectoriums der Mönche und bey den

Mahlzeiten frommer Prälaten wurde aus Erbauungsbüchern oder gelehrten Werken vorgelesen. Dieß hat sich noch an den öffentlichen Tischen einiger Deutschen Schulen, und an den sogenannten Stipendien- und Convict-Tischen der Akademien erhalten. Man pflegte auch zu singen, und die erste Orgel, die nach Frankreich kam, war für die Tafelmusik Karls des Großen bestimmt. Die Tafelmusiken existiren noch an vielen Deutschen und ausländischen Höfen als eine Galasache. Die Trinklieder sind bekannt. Der Entremets habe ich in meinem Theaterkalender auf 1781 weitläuftig erwähnt.

Man pflegte schon in den ältesten Zeiten vor Tische oder zu Anfang der Mahlzeit Wein zu trinken, um dem Magen zu stärken; aus eben der Absicht aß man auch Eyer. Karls des Großen Mahlzeit bestand an den gewöhnlichen Tagen in vier Gerichten oder Entréen und einer einzigen Schüssel gebratenen Wildprets.

Man aß vor Alters an bloßen hölzernen Tischen, ohne weitere Decke; man pflegte sie nur wohl zu glätten; hierauf folgten lederne Ueberzüge, und endlich unsre linnene und baumwollene Tischtücher. Man nahm einen Zipfel vom Tischtuch vor, und reinigte sich den Mund und die Finger daran; der Luxus der Servietten wurde erst unter Karl V. bey Privatpersonen gemein. Zu Rheims verfertigte man in Frankreich die ersten; diese Stadt machte Karl V. bey seiner Reise durch Frankreich ein Geschenk von dergleichen Tafelzeug, das auf tausend Gulden geschätzt wurde. Es war ein alter Gebrauch, das Tischtuch vor dem Platz eines Ritters, der einen Schimpf auf sich hatte, durch einen Waffenherold feyerlich zerschneiden zu lassen, und ihm den Teller und das Brod umzukehren. Der Ritter mußte alsdenn entweder seinen Schimpf auslöschen, oder bewei-

beweisen, daß man ihm Unrecht gethan habe. Dieß begegnete Wilhelmen von Hennegau, Graven von Ostrevan, an der Tafel des Französischen Königs Karl's VI. Ein Herold schnitte das Tischtuch vor ihm mit den Worten entzwey, daß ein Fürst, der keine Waffen trüge, nicht werth sey, an der Tafel des Königes zu speisen. Wilhelm antwortete bestürzt, daß er so gut als ein andrer Ritter Schild und Lanze führe. „Das kann nicht seyn, erwiederte der älteste Herold, sonst würdet ihr gewiß den Tod eures Großonkels gerächt haben.“ Diese nachdrückliche Lehre that seine Wirkung bey dem Grafen, setzt die Geschichte hinzu.

Die Messer und Löffel sind aus dem entferntesten Alterthum. Ammian Marcellin erwähnt bereits der ersten. Die Gabeln wurden später bekannt. Man brachte die Bissen mit der Messerspitze im Mund. Die ersten Gabeln waren von Eisen, und hatten zwey bis drey Zinken. Statt der Teller bediente man sich Anfangs der Scheiben von Brodrinde, hierauf machte man sie von Holz, dann von glasurter und gebrannter Erde, und endlich von allerhand Metallen. Die bleyernen schafte man, wegen ihrer Schwere, gar bald ab. Das Silber ist das gesundeste Metall zu Tischgeschirren. Personen, denen die Anschaffung eines silbernen oder porcellanen Tafelservice zu hoch kömmt, bedienen sich der Fayance, sonderlich des englischen Steinguts, dessen Sauberkeit und Wohlfeilheit es, nicht allein in Europa, sondern auch in beyden Indien, allgemein beliebt gemacht hat.

Die Alten kannten das Glas. Wir brauchten es Anfangs bloß zu Kirchenfenstern, dann zu Fenstern prächtiger Gebäude, bis endlich sein Gebrauch so allgemein wurde, als er nun ist. Es giebt noch Länder, wo

 man,

man, wegen der dicken und anhaltenden Winternebel, (wie zu Lyon) chassis von geöltem Papier hat.

Die Epoche des ersten Kamins ist schwer zu bestimmen, aber die Erfindung der Oefen gehört den Deutschen und Nördlichen Völkern. Schon 1388 waren in den Königlichen Häusern zu Paris, und auf den Gallerien, Oefen. Einige darunter hießen „Sanftwärmer," (chauffe-doux).

Die „Mansarden" wurden in Frankreich erfunden; sie erhielten ihre Benennung von zwey Baumeistern Ludwigs des Großen, Onkel und Neffe, die diesen Namen führten.

Bänke, Hütschen, Schemmel rc. waren vor Zeiten die üblichsten Sitze, sogar in fürstlichen Pallästen. Stühle waren sehr selten. Das Bette, das ein Hauptstück in einer Haushaltung, selbst bey den Armen, ausmacht, so daß sein Mangel das unzweydeutigste Zeichen der äußersten Dürftigkeit ist, wurde bey den Römern und Griechen, nachdem sie die Gewohnheit ihrer heroischen Vorfahren, auf Laub und Thierhäuten zu liegen, mit Pflaumpolstern, Matratzen von Milet, Federbetten rc. vertauscht hatten, ein Gegenstand der äußersten Pracht. Das Bettgestelle bestand aus Elfenbein, Silber oder aus Eben-Citronen- und Cedern-Holz. Von den ungeheuern Betten, worin unsre Voreltern mit Weib, Kind und Kegel, oft sogar mit ihren liebsten Jagdhunden, schliefen, haben sich noch hie und da Ueberbleibsel erhalten. Die vornehmen Personen trugen kein Bedenken, in einem Bette mit ihren Gästen und Bekannten zu liegen, und es war dieß der deutlichste Beweis von Freundschaft und Vertrauen, den man einander geben konnte. Admiral Bonnivet theilte gar oft sein Bette mit Franz I. König von Frankreich.

Binsen- und Strohmatten waren die ersten Tapeten, womit man die Mauern eines Zimmers behing. Die Farben des Strohs waren so künstlich und geschmackvoll gewählt und untereinander gemischt, daß diese Matten einen überaus angenehmen Blick machten. Man erhält noch welche aus der Levante, die von sehr feiner Arbeit und im Preis ziemlich hoch sind; sie werden wegen der Lebhaftigkeit ihrer Farben und der Schönheit der Zeichnungen ungemein geschätzt. Die linnenen und seidenen Tapeten, in welche ganze Geschichten gewebt wurden, steigen im Gebrauch über sechshundert Jahre hinauf. Unterdessen war dieser Gebrauch damals noch nicht ganz allgemein. Im funfzehnten Jahrhundert kamen die haute und basse lisse Tapeten in den Niederlanden, und von dort aus in Frankreich auf. Man kaufte sie sehr theuer, und minder bemittelte Personen mußten sich an Tapeten von Bergamo, oder den points d'Hongrie begnügen. Die Manufaktur der Gobelins, die unter Heinrich IV. angefangen, und durch Colbert und dem berühmten Maler le Brün zur Vollkommenheit gebracht wurde, ließ alle bekannte Fabriken hinter sich. Wem die hohen Preise der Gobelins abschrecken, versieht sich damit zu Aubüsson in Auvergne, zu Felletin und zu Beauvais in der Picardie. Felletin reüssirt mehr in Landschaften und Grünem, Aubüsson in Figuren, und Beauvais übertrift sie beyde. Der Damast, so genannt von Damasco in Syrien, wo die ersten Stoffe dieser Art entstanden, wird in unsern Zeiten vorzüglich gut zu Tapeten in Tours und Lyon verfertigt. Die Venetianische „Brocatelle", die Persischen und Indischen gemalten Leinwande, die sogenannte Tapisserie tontisse, aus den Ueberbleibseln der Wolle, die von gefärbten Tüchern im Scheeren abgehn, und auf gummirte Leinwand geheftet

 wer-

werden; das gemalte und vergoldete Leder, eine ſehr alte Erfindung, die man den Spaniern zuſchreibt, und die Papiertapeten, die in Deutſchland nun überall Mode ſind, gehören auch hieher. Uebrigens iſt der Geſchmack an Tapezereyen mehr geſunken als geſtiegen, und Vornehme ziehen faſt Getäfelwerk, Vergoldungen, Lacke ꝛc. vor.

Gemälde ſind die ſchönſte und theuerſte Tapeten; in Frankreich liebt man ſonderlich die Flammländiſche Schule; die Rahmen müſſen von leichtem Schnitzwerk und gut vergoldet ſeyn.

Die erſten Spiegel waren von Metall; Cicero giebt den Aeſculap, den Gott der Aerzte, für den Erfinder aus; im Moſes findet man ſie auch erwähnt. Die erſten ſilbernen kamen unter Pompejus nach Rom. Plinius ſpricht auch von einem glänzenden (vermuthlich Talk-) Stein, der ſich in dünne Scheiben ſondern ließ, und auf einem metallenen Grund gelegt, die Gegenſtände ſehr gut darſtellte. Die gläſernen Spiegel kamen gegen das Ende der Kreuzzüge zu uns; ſie wurden für die Venetianer, die das Geheimniß zuerſt beſaſſen, ein ſehr einträglicher Handelszweig, und von dieſen ſtammen alle die übrigen Spiegelfabriken her, an denen Europa ſo reich iſt.

(Die Fortſetzung folgt)

2.

J. J. Rousseau's *) Vorrede

zu den berüchtigten Memoires von seinem Leben, die noch Handschrift sind.

Ich unternehme eine Sache, die ohne Beyspiele ist, und die in der Ausführung ohne Nachahmer bleiben wird. Ich will meines Gleichen einen Menschen in der ganzen Wahrheit der Natur zeigen; und dieser Mensch bin ich.

Ich allein fühle mein Herz, und ich kenne die Menschen. Ich bin wie keiner von denen gemacht, die da leben; ich bin nicht mehr oder weniger werth; ich bin anders. Ob die Natur wohl oder übel that, als sie den Form zerbrach, in den sie mich goß? darüber kann man nicht ehr urtheilen, als bis man mich gelesen hat.

Mag die Posaune des Weltgerichts ertönen, wenn sie will! mit diesem Buch in der Hand will ich vor dem obersten Richter treten. Laut will ich rufen: Hier ists, was ich that, was ich dachte, was ich war; ich habe nichts verschwiegen, nichts bemäntelt, nichts übertüncht; ich habe mich schuldig und niederträchtig geschildert, wenn ichs gewesen bin; ich habe mein Inneres dargelegt, wie du's selbst gesehn hast. Ewiges Wesen! versammle um mich die zahllose Mengen meines Gleichens; sie sollen mein Bekenntniß mit anhören, sie sollen über

*) Es ist in Deutschland nicht allgemein bekannt, daß man in Frankreich mit einiger Wahrscheinlichkeit glaubt, daß dieser berühmte Mann sein Leben selbst verkürzt habe.

meine schlechten Streiche erröthen, und über mein Elend seufzen. Auch sie mögen ihre Herzen am Fuß deines Throns aufdecken, und einer unter ihnen wage es dann und sage: „ich war gerechter als dieser Mann!“

3.

Auf Sophiens Tod.

Schlummre sanft in Deiner stillen Kammer,
Holdes Mädchen! schlummre süß!
Die des Lebens unnennbaren Jammer
Schon so früh der Tod entriß.

Für die Welt, wo oft ein Heer von Schmerzen
Quält, ein Glück uns selten lacht;
O Sophie! sind edle gute Herzen
Nicht allein gemacht.

Für die Welt, wo oft des Frevlers Rechte
Einen Frommen niederdrückt;
Wo, vom Schweis des Armen, sein Geschlechte
Ein Verworfener beglückt *).

Wo wir selten dem die Hände reichen,
Der für uns geschaffen ist,
Und verwais't am Pilgerstabe schleichen,
Bis der Tod die Scene schließt.

Aber

*) beglückt, statt: bereichert.

Aber drüben, jenseits diesen Gründen,
Wo man keinen Wechsel kennt,
Sollten sich die Edeln wieder finden,
Die das Schicksal hier getrennt.

O! in jener wonnevollen Scene,
Wo ein ewigs Bleiben ist!
Und wo keine heiß erpreßte Thräne
Von der Unschuld Wangen fließt.

Heil Dir, daß Du schon den Kranz errungen,
Liebevolle Kämpferinn!
Daß die Engel schon mit frohen Zungen
Priesen Deinen frommen Sinn.

Sieh, ich keuche noch am Dornenstabe,
Schmecke manches herbes Weh;
Fänd' ich doch die süsse Ruh im Grabe
Bald, wie Du, Vollendete!

Schildheim *).

4.

Auf eine Leiter von der Schwester Cäcilia.

Dank sey es, gute Leiter, Dir!
Durch Dich umarmt ich ihn
In dieser öden Zelle hier
Den besten Fridolin.

Ach

*) Man sehe den zweyten Theil seiner Geschichte.

Ach! Mutter Gottes! was empfand
  Mein enges Herz, als er
Schon längst gewünscht, jetzt vor mir stand
  Schön wie ein Heiliger!

Ja, Leiter, Du sollst heilig seyn!
  Dem, der es unternimmt,
Dich zu zerstören, sey die Pein
  Der Ewigkeit bestimmt!

Der Dich gebaut — der heiligste
  Der Layen ist nicht mehr,
Sein Grab schmückt keine Statue,
  Ganz unbemerkt schläft er.

Auf, Schwestern! er sey hochgerühmt
  Der uns die Leiter gab,
Auf, haltet Messe, und beblümt
  Mit Rosen ihm sein Grab.

Werd' ich einst Priorin, so soll
  Dich als Reliquie
Die Welt anbeten, andachtsvoll
  Dich nennen: Heilige!

Als Leiter Josephs, die einst ihn
  Zum nächtlichen Besuch
Nach lang vergeblichen Bemühn
  Hin zu Marien trug.

Sey Du, die mir mein Leben giebt,
  Von aller Welt verehrt!
Und jede Nonne, welche liebt,
  Küß Dich, und werd' erhört.

XI. Frag-

XI.
Fragmente.

Der Milchtopff.

(Aus einer Brochüre dieses Namens.)

Vor Zeiten was ain g'lahrter Mann
Genandt Ehrn Doctor Wurlan,
In beydten rechtenn hochstudiert,
Zu Padowa gegraduirt,
Der kant das Menschen, kräwtt'r vnd vyh
Vnd wust auch mannich historÿ,
Die er gar schoen erzelen kunt
Vnßerm Herrn Kaiß'r zu yder stundt,
Das drob sein würdt vnd Mayestet
Stätts ain groß wohlgefallen hett.

Es seynd ain Jar acht oder newn,
Wans anderß Ir'r nit mer noch seyn,
Das vnß'r Herr in Nordgavïam
Ain'n grosen Hof zu hallten kam:
Vyl trefflich fürsten hochgeborn,
Bischöv vnd Herrn auserkorn,
Aebbt, ritter, knecht vnd arme leutt
Eylen herzu mit sicherm glaitt,
Vnd schyr ain yder der ankam
Hett do ain clagh vnd beschwärsam,

Die vnser Herrn famentlich
Entschaidten thett durch weise sprüch.

Zulezt kam noch ain menlein cleyn
Aus ein'm der ringisten stedtlein,
Vnd weil nun cleyn leutt allermaist
Für andern han eyn hochen geist,
Vnd gern sich gros tun unnücz mach'n,
So hylt auch der do von sein'm sach'n
So ringfügig sie seyndt, ain red,
Wor Jnn er gar nit anderß thet,
Allß wer sein cleyn vrwinzigh statt
Ain alter griechischer freystaat,
Wy Sparta, Theben und Athen,
Die man gar mit durst krumb ansehn.

Besunders er do claghen tut
Wider ain'n fürsten wolgemut,
Deß Herrschaft so vmbschleußt die statt,
Wy ainer der ain fing'rreiff hat,
Der gantz von goldt vnd demant gleyßt
Damit ringßvmb ain gliedt vmbschleußt,
Er wänt: Jr fürstlich widerpart
Sey gegen die gute stadt so hart,
Das er alleyn zu Jr'r beschwär
Hylt ain paar voit vnd diener her,
Von den'n der bäst sey ain gesell,
Aerger alß der Tewf'l Jn der höll,
Die seyndt all Jr'n burgern so gramb,
Das sie on allen schew vnd scham
Sie thetten nur schuryg'ln vnd neck'n
Vnd wolten schyr Jr tor verpfleck'n,
Kainer durst nur die nasen rausstreck'n
Sie hießens gleich wieder neinsteck'n,

Vnd

Vnd auch der statt Ir lehenleutt
Vffm Landt seyen nit ongehewt,
Von Inen blyben biß zur stundt,
Sundern ain oder loser kundt
Vons fürstens sein'n dinern wolt han,
Das sie Im sollten zu g'bott stahn,
Da doch der lewt Ir hab vnd gut
Der stadt alleyn ang'hören tut,
Vnd vnders fürstens g'walt fürwahr!
Nur stündt Ir leben, hautt vnd haar.
Vmb dieser grosen Vnstatten all
Hetten die bürger allzumal
Die sach beym fürsten schon anbracht,
Der aber sie nur ausgelacht,
Vnd sie anderß nit getracktiert,
Alß buwen, die zur schul man fürt,
Vnd wan sie nur ain wortt anheb'n
Flux Inen leßt die ruten geb'n,
In summa: dieser fürst do sey,
Fast taub bey all Iren geschrey
Vnd so ain grausamer nachbawr,
Das er In'n nur machts leben saur,
Durch die Sein'n mitt oder on gehayß,
Wolten darumb bitten mit vleyß
Vmb ain beunlch, das Er fortan
In all'n müst In'n Ir'n willen lahn.

Diß vnd noch mer dergleichen red
Das cleyn mennlein fürbringen thet,
Das der herr Kaiser der ondas
Vons Tages Arweyit müedt was,
Es fast nit ganz aushalten kunt,
Sundern am Endt alßbaldt vffstundt,

Sagendt:

Sagendt: für hewt Ists gnug getan,
Morgen sollt ain beschaidt Ir han.

Alß er nun mit sein'm Hoffgesindt
Sich In der Innern kammer findt,
Spricht Er zum Doctor Wurian:
Meister! hebt ain geschicht vns an,
Oder erzelt, vns ain newen schwankh
Er sey gleich kurz, breitt oder langkh,
Vff daß wir Vnß erholen tun,
Vnd von so vyl gescheft ausruhn,
Die eitel plag Vnß g'macht han hewt
Vnd zwar der maist durch Ir cleynheyt,
Denn wichtigh sach'n zu schlichten Ist
Vnß ain gros frewd zu yder frist,
Wan aber aus ain pfifferling
Gemacht wirdt ain gros wanderding
Vnds heißen tut stracks: piff, paff, puff,
So steigt Vnß gall vnd eckel vff,
Noch mer, wan fellt cleyn lewtten bey,
Das auch an In'n was g'legen sey.

Also sprach der Doctor behendt,
Nachdem er sich zum Kaiser gewendt
Vnd g'hust hett einmal oder zwier:
„Mir kam Im traum zu nacht einst für:
Das ganze heylig Römisch Reich,
Sey ainem grosen g'mainhauß gleich,
Allwo hie mitt Vetlaws zu sag'n
Der Kaiser thet selbst Vffsicht trag'n,
Zanck, Vnheyl vnd all Fehd zu wer'n,
Kurfürsten, fürsten und geistlich herr'n
Grauen vnd stett allsambt vereynt,
Allhie die mittbesitzer seynd,

Von

Von den'n ain yd'r an dieser stett
Sein losament vnd wesen hett.
Die reichst, exempli gratia:
Der Kaiser und kurfürsten han da
Vder ain stockwerckh Inn vnd mer
Die nach In'n seyn blos gemächer
Oder auch nur kaffenetter;
Die cleynest aber schleußt ain schreyn,
Oder ain G'schirr vnd g'fäß sunst eyn.

Ein fürst, von ådelm stamm ain reyß
Des Kaisers oheimb tapff'r vnd weiß
Hett ain sal mitten Im gebewd,
Der was schoen, heitter, langh vnd breitt.
Nur stundt dar Innen In ain eckh
Ain milchtopff, alß wy ain fettfleck.
Ain schoen new gewandt veruntziert,
Wor Inn ain rüstig dirn stolziert
So was der milchtopff allemal
Ain häßlich schandfleck In dem sal,
Doch ließ des fürstens sein guttheyt
Vnd g'nad Im noch den placz zur Zeytt,
Weyl ainig man mit Irem kind,
Haußfrawen, schwägern vnd gesindt
Darunter Ire wonung han,
Von den'n der allergrößest man,
Nit größer ist, alß wie ain Glydt,
An meinem Dawm das Gött behütt.
Doch seynds allsambt vnruhig köpff
Vnd heißen Ins gemein die cnoph,
Weiß nit, ob wegen Ir cleynheit
Oder ob wegen Ir feinheyt.

Dieweylen nun on maas vnd zyl
Die cnöph awsüben vyl muthwill,
Vnd sich allzeit tun so beweyß'n,
Alß werens gar ain schwarm horneyß'n
Auso gebot der Fürst den Sein'n
Der'n Ampt es heischet hüpsch und fein
Vff gutt Ordnung stetts acht zu han,
Das sie nit sollten ong'straft lahn,
Wan wo ain cnoph schreyt aus sein pfad
Oder verübt ain freuelthat.

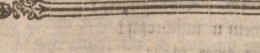
Dem volgen nun all man für man,
Doch meist ain Diner lobesan
Der voit der Ortt'n vnd endten was
Vnd der cnöph wartt on Vnderlas.
Wan ainer vff des fürstens sach'n
G'schmald vnd geräd ain klex thett mach'n,
Oder wolt nur den ringsten span
Sich vom Fußpoden maßenn an,
Kurz: wan ein cnoph im sal schwärmt rüm,
So sprach stracks dieser voit zu Im:
„Wo aus, wo aus, mein cleyner cnoph?
„Flux wieder unter dein'n milchtopff!
Den cnöphen diß nit wolt behag'n
Thetten desweg'n beym fürsten clag'hn
Entgeg'n den bösen voit, der Ir
Hoffmeyster wolt seyn für vnd für:
Mitt vyl geschwetz fürbringt die sach
Ain cnoph, der schyr für fewr vnd rach
Zerberstien wolt vnd thett dabey
Alß ob ers fürstens gleichen sey,
Deßhalben der sein heftig red
Auch allso vnderprechen thet;

„Wo

„Wo aus, wo aus mein cleyner cnoph?
„Flux wieder vnder dein'n milchtopff!
Traun! sprach der Kayser ewer mähr
Maister dint selber vns zur ler.
Wan morgen fruh das menlein cleyn
Sich wiederumb wird findten ein
Vnd abermalß so schwatzen tut,
So wollen gleichfallß kurz vnd gut,
Wir Im anstatts Beschaids so fort
Auch also faren In das 1 ortt:
„Wo aus wo aus mein cleyner cnoph?
„Flux wieder vnder dein'n milchtopff!

✤ ✤ ✤

Von stundt an biß zu dieser frist
Es ganz zum sprüchwort worden Ist,
Das wan sich ainer aus hochmut
Vber sein standt erheben thut,
Ain oder, der In hört vnd sicht
Vrplötzlich hönisch zu Im spricht:
„Wo aus, wo aus, mein cleyner cnoph?
„Flux wieder vnder dein'n milchtopff!



XII.

PIECES FUGITIVES.

I.

Les amateurs du Spectacle de la ville de Nice

aux talens de Mlle. Angélique Desmasures. *)

Sonnet.

Trés-modeste Desmasures,
La nature en Vous formant,
Vous a donné pour armure
Un mérite bien brillant.

Oui, c'est la vérité pure,
Puisque le public content
Inceſſament Vous l'aſſure
Par ſon applaudiſſement.

Recevés donc en hommage
Le plus juste témoignage
Qu'on Vous offre dans ces lieux,
Et rayonnante de gloire
Sur le Char de la victoire
Foulés tous Vos envieux.

2.

*) Mariée depuis à Mr. Suin, Membre de la Troupe de S. A. S. le Landgrave de Heſſe-Caſſel.

2.

INSCRIPTIONS

qui se trouvent dans la petite maison de campagne, que Louis XV. avait donnée à M. Bernard à Choisi.

Sur le Boudoir.

Content de ce petit espace,
Puis-je former d'autres souhaits?
Le bonheur tient si peu de place,
Le bonheur n'en change jamais.

Sur la Cave

à l'entrée de laquelle le poëte avait placé son buste.

Redoutable tyran des morts,
A tes loix puisqu'il faut se rendre,
J'habiterai ces lieux voisins des sombres bords.
Libre, sans crainte & sans remords,
C'est par là que j'y veux descendre.

3.

LA BARONNE.

Madame la Ducheſſe DE FITZJAMES & *Madame la Princeſſe* DE CHIMEY, *ſe trouvèrent il y a quelques jours dans la néceſſité de ſortir ſouvent de l'appartement de la Reine, & elles ſe diſaient;* je m'envais voir la Baronne. *La reine voulut ſavoir la raiſon de ces fréquentes ſorties & quelle étoit cette baronne. M. le Marquis* DE MONTESQUIEU *l'expliqua dans la chanſon ſuivante ſur l'air du Vau de ville d'Epicure.*

A la longue être douce & bonne
Vaut mieux qu'eſprit & que beauté
Voilà pourquoi notre baronne
A beaucoup de célébrité.
Sa figure eſt un peu quarrée
Son viſage eſt un peu blafard,
Et pourtant elle eſt préferée
A tous les chefs-d'œuvre de l'Art.

Mais auſſi de ſon caractere
Qui ne ſerait pas enchanté?
Aucun évenement n'altere
Son obligeante égalité.
A-t-on quelque peine ſecrette?
La dépoſe-t-on dans ſon ſein?
On s'en va l'ame ſatisfaite,
Et le viſage plus ſerein.

Sur rien elle n'eſt difficile,
Soit qu'on la loge bien ou mal;
Pourvu qu'elle puiſſe être utile,
Tout le reſte lui ſemble égal
C'eſt bien la meilleure perſonne
Qui ſoit dans la ſociété,

Et

Et c'eſt au point qu'elle pardonne
Tout, jusqu'à l'infidelité.

Sans jamais être négligeante
Elle n'accable pas de ſoins,
Et ſon amitie ſe contente
De ſe préſenter aux beſoins.
Sa bonté n'eſt pas circonſcritte
Dans tel lieu, telle cité,
La baronne eſt coſmopolite
Elle eſt toute à l'humanité.

Auſſi je ne connais perſonne
Qui ne ſ'occupe, en ſ'éveillant,
Du plaiſir de voir la Baronne
Comme un objet intéreſſant.
Des deux ſexes tous les ſuffrages
Lui ſont acquis également,
En tout tems comme à tous les âges
Son commerce parait charmant.

C'eſt bien encore un avantage
De ne pas craindre les odeurs,
Autre agrément qu'elle partage
Avec les baronnes ſes ſoeurs.
Cette famille fort nombreuſe
Se diſperſant, pour notre bien,
Garde la reſſemblance heureuſe
Du caractère & du maintien.

A mille actes de prévenance
A force de ſ'habituer,
Il en eſt dont la complaiſance
Va, jusqu'a ſe proſtituer.
Mais loin, pour ſéduire le monde,
D'emploïer un Art menſonger
A plus de cent pas à la ronde
Elle vous prévient du danger.

De

De quel pays sont les baronnes?
Demanderont les curieux.
Où voit-on ces dames si bonnes?
Où peut-on rencontrer leurs yeux?
Messieurs, la nature féconde
En fit par-tout son ornement,
Mais c'est derriere tout le monde
Qu'elles se tiennent humblement.